

VORWORT

Liebe Leserinnen und Leser,

mit großer Freude entspreche ich der Bitte von Dr. János Fischer um ein Grußwort zur diesjährigen Dezemberausgabe der Humboldt-Nachrichten. Sie ist dem Goethe-Institut Budapest gewidmet, das in wenigen Wochen das 20-jährige Jubiläum seiner Gründung feiern kann. Aus diesem Anlass blicken wir auf zwanzig Jahre einer vertrauensvollen und fruchtbaren Zusammenarbeit in der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik zurück, die für die deutsch-ungarischen Beziehungen, aber auch für die in Ungarn lebenden Deutschen von unschätzbarem Wert ist. Berichte über die vergangenen und zukünftigen Herausforderungen für das Goethe-Institut Budapest bilden also den Schwerpunkt dieser Ausgabe.

Das Goethe-Institut vermittelt - unter der Leitung von Frau Dr. Gabriele Gauler - ein umfassendes Deutschlandbild durch Information über das kulturelle, gesellschaftliche und politische Leben in Deutschland. Es nimmt mit seinen breit gefächerten Aktivitäten in der Budapester Zentrale, aber auch in seinen Prüfungs- und Sprachlernzentren im ganzen Land eine zentrale Rolle in der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik ein.

Das Goethe-Institut wurde in Budapest bereits vor der politischen Wende, im März 1988 gegründet. Seine ersten Programme und Sprachkurse begannen im Oktober desselben Jahres. Auf der Grundlage einer bilateralen Vereinbarung der deutschen und ungarischen Regierung über die gegenseitige Einrichtung von Kultur- und Informationszentren vom 7. Oktober 1987 fördert das Goethe-Institut durch seine Sprachkurse und -prüfungen die Verbreitung der deutschen Sprache und pflegt die internationale kulturelle Zusammenarbeit. Dabei stellt sich das Goethe-Institut den kulturpolitischen Herausforderungen der Globalisierung, etwa mit dem gegenwärtigen Schwerpunktthema „Arbeitsleben im Wandel“, und entwickelt innovative Konzepte für den interkulturellen Dialog in einer Welt, in der kulturelle Vielfalt als Reichtum erkannt wird.

In den letzten 20 Jahren hat das Goethe-Institut Budapest mehrfach eine neue Bleibe gefunden. Nachdem es in der Kecskeméti utca eröffnete, zog es viele Jahre lang seine Gäste an der prachtvollen Andrassy út an. Im November 2005 fand das Goethe-Institut sein neues Zuhause in dem funktionalen Neubau in der Ráday utca. Dort sind alle Arbeitsbereiche, auch die Sprachkurse, unter einem Dach vereint.

Das Ihnen vorliegende Heft wartet noch mit weiteren herausragenden Beiträgen auf:

- Dr. Gisela Janetzke und Dr. Sven Baszio geben einen informativen Bericht über das ungarische Humboldt-Netzwerk seit Wiedereinrichtung der Humboldt-Stiftung in den 1950er Jahren. Außerdem stellen sie die neugestalteten Förderprogramme der Humboldt-Stiftung vor.
- Prof. Attila Fonyó, der dritte ungarische Humboldt-Preisträger, unternimmt eine Zeitreise in die 80er Jahre und berichtet lebendig über die deutschen Medizinstudenten an ungarischen Universitäten.
- An eine für die Deutsche Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik ganz besonders wichtige Universität, die deutschsprachige Andrassy-Universität, führt uns der eindrucksvolle Erfahrungsbericht des langjährigen Rektors, Prof. Miklós Kengyel. Die Andrassy-Universität wuchs in dieser Zeit aus ihren Kinderschuhen heraus und steht nach dem diesjährigen Abschluss der Finanzierungsvereinbarung bis zum Jahre 2010 auf finanziell sicheren Füßen. Der jüngst erfolgte Besuch der deutschen Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel fand ein

außerordentlich positives Echo; er unterstrich die wachsende Bedeutung der Andrassy-Universität weit über Budapest hinaus.

- In den Antrittsworten für seine Leibniz-Professur in Leipzig schreibt Prof. Kristóf Nyíri schließlich über die technische Informationsgesellschaft aus einem philosophischen Blickwinkel.

In gewohnter Weise schließt das Dezemberheft mit Berichten über die Aktivitäten der Humboldt-Stiftung in Ungarn und die diesjährige Generalversammlung des Humboldt-Vereins.

Bitte beachten Sie auch den Nominierungsaufruf zum Ungarischen Humboldt-Preis 2008 am Ende des Hefts.

Nun wünsche ich Ihnen viel Lesevergnügen sowie Erfolg und persönlich alles Gute im kommenden Jahr.

Dezember 2007

Hans Peter Schiff



Hans Peter SCHIFF ist seit Sommer 2006 Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Budapest. Zuletzt leitete Herr Schiff die Botschaft in Algier und die Zentralabteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin.

20 JAHRE GOETHE-INSTITUT BUDAPEST

Nachdem das Goethe-Institut Budapest im März 1988 als erstes Institut in Osteuropa eingeweiht worden war, stand mein früherer Kollege und erster Institutsleiter in Budapest, Egon Graf Westerholt, vor der schwierigen Aufgabe, den Institutsbetrieb aufzubauen. Es war eine Zeit, als Materiallieferungen aus Deutschland noch auf sehr umständlichen Wegen und verspätet eintrafen und Programmveranstaltungen noch genehmigt werden mussten.

Doch das Eis brach bekanntermaßen schnell und das Goethe-Institut stand unversehens einem enormen Interesse gegenüber, dem traditionell großen Interesse an der deutschen Sprache, aber auch dem Interesse nach unzensurierter Information und nach kulturellem Austausch. Geleitet von den Grundsätzen eines kontinuierlichen kulturellen Dialogs zwischen Ungarn und Deutschen und von einem hohen Qualitätsanspruch an die Inhalte der Arbeit und deren Vermittlung hat sich das Goethe-Institut in Ungarn im Verlauf der letzten zwanzig Jahre zu einer vertrauenswürdigen, verlässlichen und anspruchsvollen Institution entwickelt. Längst lässt sich sagen, dass das Goethe-Institut in Ungarn seinen Platz gefunden hat und mit seinen Netzwerkpartnern im ganzen Land für viele Menschen eine wichtige Anlaufstelle geworden ist. Auch räumlich hat sich das Goethe-Institut etabliert. Vor beinahe zwei Jahren hat es eine neue Unterbringung im Bezirk Ferencváros bezogen, einem kulturell aufstrebenden Bezirk, der mit der „Ráday utca“ über eine attraktive Kulturmeile und über zahlreiche Bildungsinstitutionen verfügt.

Der Beitrag zum 20. Geburtstag des GI Budapest in diesen Humboldt-Nachrichten ist ein Auszug aus einer umfangreichen Jubiläumsbroschüre, die das Goethe-Institut derzeit erstellt. Die Broschüre blickt in die aufregende Zeit der Institutsgründung zurück und lässt Partner zu Wort kommen, die das Goethe-Institut über die Zeit von 20 Jahren hinweg begleitet haben und die beispielhaft im Namen des ungarisch-deutschen Kulturdialogs wirken. Sie benennt die wichtigsten Aktivitäten des Goethe-Instituts von 1988 bis 2007 in den verschiedenen Arbeitsbereichen Kulturprogramme, Sprache und Information/Bibliothek und gibt einen Ausblick auf Programme im Jubiläumsjahr.

Die Broschüre zitiert einige der ehemaligen entsandten Kolleginnen und Kollegen, die im Verlauf ihrer Tätigkeit in Ungarn große Projekte durchgeführt haben (erwähnt sei nur das große Umschulungsprojekt, in dem etliche hundert ungarische Russischlehrer Anfang der neunziger Jahre zu Deutschlehrern wurden) und die sich allesamt gern an ihre Budapester Zeit erinnern.

Wir danken dem Humboldt-Verein Ungarn herzlich für die Möglichkeit, einen Auszug aus der Jubiläumsbroschüre in seinen „Nachrichten“ veröffentlichen zu dürfen!

Gabriele Gauler
Institutsleiterin



Dr. Gabriele GAULER ist in Kassel geboren. Sie studierte Sinologie, Japanologie und Germanistik. Nach Ihrer Promotion war sie Lehrerin für Deutsch in China. Sie war dann tätig im Netzwerk der Goethe-Institute in Bremen, Izmir, Peking und München. Seit April 2006 ist sie Leiterin des Goethe-Instituts in Budapest.

ERRICHTUNG DES GOETHE-INSTITUTS IN BUDAPEST

Wem gehört Goethe? Das war 1988, als die Welt in Europa noch eine andere war, eine durchaus ernstzunehmende Frage. Gehört der Geheimrat den einen – den Kapitalisten? Oder gehört er den anderen – den Kommunisten? Um dieser Frage elegant aus dem Weg zu gehen, hieß das Goethe-Institut, als es am 10. März 1988 in Budapest gegründet wurde, denn auch nicht Goethe-Institut, sondern Kultur- und Informationszentrum der Bundesrepublik Deutschland. Dieser etwas trockene Titel war dem Umstand geschuldet, „dass man den Ungarn keinen Ärger mit der DDR zumuten wollte, die kaum daran interessiert sein dürfte, Goethe abzutreten“, wie die „Süddeutsche Zeitung“ am Tag nach der Eröffnung etwas süffisant vermeldete. Dass dem Ganzen indes politischer Ernst zu Grunde lag, bestätigte Klaus von Bismarck, damals Präsident des Goethe-Instituts, eine Woche nach der Eröffnung in einem Interview mit der „Zeit“: „In Ungarn heißen die kulturellen Einrichtungen anderer Länder stets Kultur- und Informationszentren. Allerdings hat die Errichtung eines Goethe-Instituts in Ländern des Warschauer Pakts auch mit der Schattenwirkung der DDR zu tun. Bisher hat sie nicht nur eine Monopolposition, sondern de facto auch einen Alleinvertretungsanspruch behauptet.“ Dies war ab dem 10. März 1988 anders, wie bundesrepublikanische Medien ausführlich berichteten, was zeigt, welche Bedeutung der Eröffnung des Goethe-Instituts in Budapest für die Ost-West-Beziehungen beigemessen wurde. Zwar gab es vor „Budapest“ bereits neun Jahre ein westdeutsches Kulturzentrum in Bukarest, doch war „Goethe“ nun erstmals in einem Kernland des Warschauer Pakts präsent. Von Budapest, so hofften westdeutsche Politiker und Diplomaten damals, würde eine Sogwirkung auf Moskau, Warschau, Prag oder Sofia ausgehen, wo die Verhandlungen über die Eröffnung entsprechender Institute damals noch recht zäh verliefen. Die „Süddeutsche“ schrieb: „Dem neuen Goethe-Institut fällt die Rolle eines kulturellen Eisbrechers zu.“ Denn im vergleichsweise liberalen Ungarn waren die Bedingungen andere: „Es hat sich erwiesen, dass Ungarn in Osteuropa eine Vorreiterrolle spielt. Es steht uns am offensten gegenüber“, resümierte Klaus von Bismarck in jenem „Zeit“-Interview.

Dabei war die Eröffnung des Goethe-Instituts in Budapest, nüchtern betrachtet, nur eine Folge der Schlussakte der damaligen Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa von 1975, in der sich die 35 Unterzeichner-Staaten unter anderem verpflichteten, auch kulturell enger zusammen zu arbeiten. Goethe in Budapest – das war letztlich also mehr als „nur“ die Eröffnung des 138. Instituts auf dem Globus. Dies verdeutlichte nicht zuletzt der Besuch von Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher, der nicht nur, aber auch wegen der Eröffnung des Instituts in jenen Tagen in Budapest war. „Mit Politik kann man keine Kultur machen, wohl aber mit Kultur Politik“, zitierte Genscher den ersten Bundespräsidenten Theodor Heuss bei der Eröffnungszeremonie. Und der damalige ungarische Ministerpräsident Károly Grósz würdigte das neue Institut im Speziellen und die deutsch-ungarischen Beziehungen im Allgemeinen als „Modell“ für die Beziehungen zwischen Ost- und West-Europa. Anderthalb Jahre später war dieses Grószsche „Modell“ schon wieder Geschichte, denn aus dem Kultur- und Informationszentrum der Bundesrepublik konnte ein ganz normales Goethe-Institut werden. Und die Frage „Wem gehört Goethe?“ führte nicht länger zu politisch-kulturellen Verrenkungen.

ZUR TÄTIGKEIT DES GOETHE-INSTITUTS BUDAPEST

In den vergangenen 20 Jahren hat sich das Goethe-Institut in Budapest etabliert: einmal räumlich, von den teils noch überaus provisorischen Anfängen in der Kecskeméti utca über die Repräsentanz neben der Staatsoper an der Andrássy út bis hin zur heutigen, nicht minder repräsentativen Heimstatt an der Kulturmeile Ráday utca, und schließlich im inhaltlichen Sinne. Musste Egon Graf Westerholt, der erste Budapester Goethe-Leiter, in den Anfängen noch selbst Möbel und Arbeitsmaterialien organisieren und konnte man erst einige Monate nach der Eröffnung mit dem

ersten Sprachunterricht beginnen, ist das Institut heute der profilierteste Vertreter deutscher Kultur in Ungarn, an dem im Vorjahr knapp 1300 Menschen in über 7000 Unterrichtsstunden Deutsch lernten. Dass am Goethe-Institut dereinst Menschen nicht „nur“ einfach Deutsch lernen würden, sondern Firmen ihre Mitarbeiter in Spezialkurse „Wirtschaftsdeutsch“ schicken, hätte sich Graf Westerholt 1988 wohl noch nicht träumen lassen. Ebenso wenig, dass viele junge Ungarn, die irgendwo im Lande Deutsch lernen, ihr Examen aber wegen der Bedeutung „bei Goethe“ ablegen. Und erst recht nicht war zu Zeiten des Eisernen Vorhangs davon auszugehen, dass das Institut einmal über 2000 Russischlehrer zu Deutschlehrern umschulen würde. Eine Aufgabe übrigens, die dem Goethe-Institut vonseiten des ungarischen Bildungsministeriums nach der Wende Anfang der Neunziger Jahre übertragen worden war. Neben den Zahlen aber bleiben vor allem herausragende Momente und Begegnungen in Erinnerung. Wie das Jahr 2004 zum Beispiel, als Deutschland im Jahr des ungarischen EU-Beitritts Gastland auf dem internationalen Budapester Buchfestival war. Und das Goethe-Institut war mittendrin, als Mitorganisator des kulturellen Rahmenprogramms, das die literarische Haute volée beider Länder versammelte: Herta Müller diskutierte mit György Konrád, Ingo Schulze mit Péter Esterházy, Joachim Sartorius mit Péter Nádas. Es war eine Art „Rückspiel“ zur Frankfurter Buchmesse von 1999, als Ungarn Gastland am Main war. Nun also umgekehrt, und nicht nur das: Als Höhepunkt gab es vor vollem Hause das erste Aufeinandertreffen der beiden Literaturnobelpreisträger Imre Kertész und Günter Grass. Eine Stunde lang diskutierten sie, deren Schaffen auf unterschiedliche Weise von Diktaturen geprägt wurde, über ihr Leben und vor allem das Politische darin. Qualitätszeitungen beider Länder würdigten das Treffen anschließend auf breitem Raum. Die Resonanz also dürfte ganz im Sinne von Dr. Brigitte Kaiser-Derenthal gewesen sein, der Leiterin des Goethe-Instituts von 2001 bis 2005, die vor knapp fünf Jahren in einem Interview mit der „Budapester Zeitung“ sagte: „Wir möchten Impulse geben, aufnehmen und weitergeben. So, wie wenn ein kleines Steinchen ins Wasser fällt und die Wellen sich ausbreiten.“

Dass dem Goethe-Institut dies geglückt sein dürfte, belegt der Kulturpreis „Budapestért“, den die Mitarbeiter des Instituts 2002 von Oberbürgermeister Gábor Demszky verliehen bekamen – „für die Vermittlung der deutschen und ungarischen Kultur, den Ausbau der internationalen kulturellen Beziehungen der Hauptstadt und für die ausgezeichneten Aktivitäten im Bereich des Deutsch-Unterrichts“, wie es in der Begründung hieß.



Goethe-Institut (Ráday u. 58. seit November 2005)

Mein Budapest lob' ich mir, weil...

... die DDR, selbst mit einem großen Kulturinstitut vertreten, viele Jahre hatte verhindern können, dass in Budapest ein Goethe-Institut eröffnet werden konnte. Doch dann waren wir da, und es war für mich selbstverständlich, auch mit den Kollegen aus der DDR Kontakt aufzunehmen, was mir beim Leiter der Spracharbeit auch bald gelang. Nur der Direktor machte Schwierigkeiten: „Mit dem Klassenfeind rede ich nicht“, soll er vor seinen ungarischen Mitarbeitern lauthals verkündet haben. Doch dann zwang ihn die Geschichte doch noch, mit dem Klassenfeind zu sprechen. Kurze Zeit später war das Kultur- und Informationszentrum der DDR aufgelöst, und in seinen repräsentativen Räumen eröffnete Porsche seine erste ungarische Repräsentanz.

Alfred Walter, Leiter der Spracharbeit 1988 – 1992

... man in Ungarn keine Lupe braucht, um Kultur ausfindig zu machen. Grund: Jeder Mitteleuropäer magyarischer Herkunft ist von Natur aus Lupe in Reinkultur. Leselupe. Brennglas. Detaillupe. Vergrößerungsglas. (...) Hat man das Privileg, in diesem liebenswerten Land zwischen Schwarzem Meer und Nordkap leben und arbeiten zu können, atmet man Kultur. Täglich. Naturgegeben. (...) Als Kulturarbeiter ist man im Herzen Ungarns, in der Mitte Europas, glücklich privilegiert. (...) Hier erfindet man sich stets neu. Hadert mit sich und der Welt ebenso gekonnt wie kokett. Genießt die Abenteuer der Schöpfung, da man selbst grenzenlos kreativ ist. Einer dieser magischen Orte, wo für uns und unsere ungarischen Freunde die Welt ein Jahrzehnt zuhause war: „Café Eckermann“ im Goethe-Institut, direkt neben der Staatsoper – „auf der Andrassy“. (...) Hier, in unserer ehemaligen Kaffeehaus-Kneipe, las Péter Esterházy eine denkwürdige Nacht „Die Leiden des jungen Werthers“. Im Original. In voller Länge. In der Sprache des Geheimrats. Unvergesslich. Ebenso wie Péters Diktum, dass „das Wort Kultur an sich keine Bedeutung hat – es gilt nur der Gebrauch, den man von ihr macht“. Als Motto für Kulturbewegte unschlagbar.

Wolfgang Meissner, Leiter des Goethe-Instituts 1996 – 2001

... die Stelle als Bibliotheksleiterin in Budapest meine erste Entsendung beim Goethe-Institut war. Ich hatte einen aufregenden Zeitpunkt gewählt, nach Ungarn zu ziehen, (...) alles war ganz neu und im Aufbau. Gleichzeitig die spannende politische und historische Entwicklung um mich herum. Ungarn und die neuen Aufgaben nahmen mich so gefangen, dass ich fast den Mauerfall in Berlin verpasst habe. (...) Der Wind der Geschichte wehte mich an, als ich zur Ausrufung der Republik Ungarn auf dem Platz vor dem Parlament stand. Noch heute sehe ich die Gesichter all dieser Leute vor mir, die auf dem Platz standen und „éljen! éljen!“ riefen, und denen man ansah, dass sie gar nicht glauben konnten, was da vom Balkon des Parlaments verlesen wurde. Was wusste man schon im Herbst 1989 von der neuen Zeit, die Ungarn erwartete? (...) Das Goethe-Institut jedenfalls stand im Mittelpunkt des Interesses für Deutschland, und die deutsche Sprache galt als Schlüssel zu Europa.

Beate Detlefs, Bibliotheksleiterin 1989-1996

... Aufbruchstimmung war. „Wie in New York in den 50-ern“, sagte ein internationaler Künstler zu den Ausstellungseröffnungen, Theaterpremierern und Filmparty's. Es war kuschelig und manchmal ein bisschen gruselig, da, wo alle sich kannten, jeder alles über den anderen, seine Verstrickungen, seine Geschichte wusste. Der „Nachholbedarf“ von über vierzig Jahren Eisernem Vorhang bestimmte die Institutsprogramme der ersten Jahre, zunächst Retrospektiven, dann immer mehr

der Fokus auf alles Neue aus Deutschland: fruchtbar der nie abgerissene Berlin-Budapest-Kontakt, die, wenn auch schwierigen, internationalen Verbindungen des ungarischen Untergrunds, die Kontakte seiner Avantgarde, die neuen alten Wilden. (...) Und das Goethe-Institut war stets dabei. (...) Als globaler Nomade blicke ich eher nach vorne statt zurück, (...) drei Rückreiseversuche sind bisher aus unterschiedlichen Gründen gescheitert. (...) Ein kollektiver Kulturpreis der Stadt Budapest für alle Goethe-Mitarbeiter begleitet mich auf jedem meiner Umzüge, dazu der ungarische Geburtstagswunsch „Mögest du so alt werden, dass deine Ohren den Boden berühren.“ Und ein typischer Péter Esterházy-Satz: „Die Situation ist hoffnungslos, aber nicht ernst.“

Matthias Müller-Wieferig, Referent für Kulturprogramme 1995 – 1999

... in der heutigen Erinnerung Bilder aus Budapest aufsteigen. Zunächst Bilder der einzigartig schönen Stadt, der Burg, der Donau, der vielen Brücken mit den vielen Menschen. Aus diesen Gruppen lösen sich in meiner Rückschau einzelne Personen. (...) Für jedes Projekt des Goethe-Instituts stehen auch Personen des Gastlandes (...). Zu den Erinnerungsbildern gehören die Bilder der Ausstellungen in unserer Galerie mit Blick auf die Staatsoper und wiederum ihren Reflektionen in unseren Fenstern und Vitrinen. (...) Stark und nachhaltig spulen auch in meinem Kopf die Filme zurück, die jedes Jahr durch das Festival „Sehenswert“ programmiert wurden. (...) Nach den Bildern erinnere ich mich an *Musik*. Ich höre das tägliche Proben in der Oper, erlebe aber auch die fulminante Uraufführung der Stuttgarter Staatsoper von Händels „Alcina“. (...) Als Kontrastprogramme höre ich auch Konzerte wie die „Einstürzenden Neubauten“ und Gruppen auf dem Sziget-Festival. (...) Tiefe kulturgeprägte Erlebnisse und Begegnungen stehen in engster Beziehung zur *Sprache*. Lesungen, Theaterinszenierungen, Vorträge, Streitgespräche, Poesie-Rezitationen gehörten zu unseren wichtigsten Veranstaltungen. (...) Sehr stolz war ich auf unser Institut, als ich im Jahr 2002 von Oberbürgermeister Gábor Demszky den Kulturpreis „*Budapestért*“ entgegennehmen durfte. Diese Auszeichnung gehört allen Kollegen des Goethe-Instituts Budapest seit seinen Anfängen vor nun 20 Jahren.

Dr. Brigitte Kaiser-Derenthal, Institutsleiterin 2001 – 2005

... wir, als meine Frau und ich am Dreikönigsabend 1998 mit dem Wagen an der Grenze in Hegyeshalom ankamen, noch ein einziges Speditionsbüro offen fanden. Dort wollten wir den nötigen Papierkram abwickeln. Aber leider sprach niemand eine gängige Fremdsprache, und unser Ungarisch steckte trotz Superintensivkurs in Debrecen noch in den Anfängen. Nach mühsamen Kommunikationsversuchen verstanden wir, dass wir eine Sicherheit von 20000 Mark in bar hinterlegen mussten, um weiterfahren zu können. Aber unsere Barschaft belief sich auf vielleicht 100 D-Mark. Was tun? Und wie den Leuten erklären, dass wir durch die Umzugs-Informationen der Zentrale in München von zollfreier Einfuhr des Autos ausgegangen waren? Aufgrund des Kulturabkommens nämlich. Und nun das Wunder: einer Eingebung folgend, fand ich in unserem winzigen Wörterbuch auf Seite 348: „Kulturabkommen – kultúregyezmény“. Ich deutete mit dem Finger auf das Wort, wobei mir auch „Goethe Intézet“ einfiel. Die Macht der Sprache entfaltete augenblicklich ihre Wirkung: Ein Strahlen der Erleuchtung ging über das Antlitz der Sachbearbeiterin. Sie blätterte in ihren Listen, sprach allerhand Ungarisches, von dem wir schließlich „húsz – zwanzig“ verstanden. Das war der Betrag – und dann durften wir in der stockdunklen Nacht gen Budapest weiterfahren.

Wolf-Dieter Ortmann, Referent für Pädagogische Verbindungsarbeit 1997 – 2002

FREUNDESKREIS

Das erste Domizil des Budapester Goethe-Instituts war in der Nähe meines damaligen Arbeitsplatzes. Es war für mich eine Erweiterung der sogenannten „westlichen Welt“, genauer gesagt, es war, als wenn ein Stück von einer verträumten westdeutschen Kleinstadt (mit einer Universität und - ach, natürlich! - einem Theater von Weltniveau) im spätsozialistisch-realistischen Alltag angekommen wäre. Ich erinnere mich noch an die Gestalt des ersten Direktors Egon Westerholt, wie er freundlich und (in jedem Sinne des Wortes) zurückhaltend am Eingang stand und die stürmischen Wellen der Besucher zu regulieren versuchte. Das kleine Haus in der Kecskeméti Straße wurde damals, am Ende der 80-er Jahre vom deutschsprechenden Teil der Budapester Bevölkerung wirklich belagert.

Einmal, als Günter Grass eine Lesung hielt, kam es zu besonders tumulthaften Szenen. Es war Platz für fünfzig oder sechzig Zuschauer- (+ - Hörer-) Innen, aber es kamen mindestens vierhundert Leute, die den großen Meister sehen und hören wollten. Herr Westerholt hatte ein Megaphon in der Vorhalle installieren lassen, aber auch die Vorhalle war für die Interessierten zu eng. Schließlich sagte er: „Glauben Sie mir, bitte, Günter Grass kommt nicht zum letzten Mal nach Budapest!“ Und er hatte recht: später kam Grass wieder. Aber derjenige heiße Augenblick in der Kecskeméti Straße kam nicht mehr zurück. - Meine Eindrücke über Volker Braun mit István Eörsi und György Petri (noch in demselben Haus) werde ich ein anderes Mal erzählen.



*Goethe-Institut
(Kecskeméti u., 1988-1990)*

László Márton

Ich bin dem Goethe-Institut in Budapest von Gebäude zu Gebäude gefolgt; aus der Innenstadt, wo sein erstes Zuhause gewesen, in die Theresienstadt, in ein Mietpalais an der Andrassy út, und von da in die Franzstadt, wo es sich nun allem Anschein nach endgültig niedergelassen hat. An der Andrassy út hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, ich komme ins Goethe-Institut wie nach Hause. Und das war nicht nur dem damals eröffneten Café Eckermann, sondern auch der damaligen Leiterin Barbara Sietz zu verdanken. Frau Sietz habe ich am Tag ihrer Amtsübernahme kennen gelernt. Wir stellten uns einander im großen Getümmel vor und wurden auch gleich weiter getrieben. (...) . Es sind einige Wochen vergangen, als sie mich in der Bibliothek des Instituts erblickte und mich in ihr Büro auf ein Glas Sekt einlud. Nun konnten wir uns endlich in Ruhe austauschen. Ich bewunderte ihr hervorragendes Namensgedächtnis: „diplomatische Routine“, winkte sie ab. Nun kannte sie wirklich die Creme der ungarischen Intelligenz, Autoren, Künstler und Musiker, und das war keine Routine mehr. Noch bewundernswerter fand ich, dass sie die Namen mit den entsprechenden Werken verband und sich richtige Urteile über die Werke bildete. (...)

Auf dieses vormittägliche Sekttrinken folgten später intensive Gespräche, nunmehr nicht nur unter vier Augen, sondern in größerem Kreis. Frau Sietz wollte unsere Meinungen wissen, und sie hörte auf unsere Ratschläge. Wir haben ihr Anliegen nicht ganz genau verstanden. Aber



Goethe-Institut
(*Andrássy út, 1990-2005*)

das Goethe-Institut wirkte inzwischen nicht nur als Insel der deutschen Kultur in Budapest, sondern auch als ein zentraler und bestimmender Begegnungsort der ungarischen Gegenwartskunst. Eine deutsche Institutsleiterin, die mehr für die Selbstfindung der ungarischen Literatur und Kunst nach der Wende tat als wir Ungarn selbst. Dass muss ihr wirkliches Anliegen (...) gewesen sein. Ohne das Goethe-Institut wäre das kaum möglich gewesen.

László F. Földényi

Es ist vielleicht keine Blasphemie, dass ich an das Goethe-Institut denke und das Café Eckermann vor mir sehe, nämlich das Café an der Andrássy út im ehemaligen „Drei Raben“, dem Stammlokal des großen ungarischen Dichters Endre Ady. Müsste mich erinnern können, wann ich den Ort zum ersten Mal betrat. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur um den Ort, seine Lichter, seine Geräusche. Und dass es gut ist, dort zu sein. Das Goethe-Institut ist für mich so etwas wie ein steter heiterer Ernst. Die Ausstrahlung einer ernsthaften Kultur. Genauer gesagt, die Ausstrahlung eines Ortes, wo Kultur



Café Eckermann
(*Andrássy út*)

ernst genommen wird. Solche Ausstrahlungen sind in Ungarn goldwert. Und klar, es geht hier um viel mehr als um irgendwelche spirituelle Inspiration. Die ungarische Kultur der letzten zwanzig Jahre kann dem Goethe-Institut enorm viel verdanken, sowohl geistig als auch materiell und moralisch. Ohne sie wäre diese ungarische Kultur anders geworden. Gräulicher, provinzieller, liebloser. Denn bei Goethe wird die ungarische Kultur aufrichtig geliebt – ich hätte auch damit beginnen müssen, man soll es aber besser mit dem Kaffee beginnen.

Lajos Parti Nagy

DAS UNGARISCHE HUMBOLDT-NETZWERK

Gisela JANETZKE und Sven BASZIO

Aus Ungarn wurden bisher seit Wiedererrichtung der Humboldt-Stiftung 1953 über 460 Stipendiaten gefördert. Die ersten Forschungsstipendiaten konnten bereits Anfang der 1960er Jahre, gewissermaßen „durch den Eisernen Vorhang hindurch“ gefördert werden (s. Abb. 1). Während des „Kalten Krieges“ gelang es immer wieder, ungarische Spitzenwissenschaftler zu einer Kooperation mit deutschen Fachkollegen einzuladen. Erst in den 1980er Jahren stieg die Zahl der Humboldt-Forschungsstipendiaten sprunghaft an, insbesondere nach der Öffnung der Grenzen nach Westen. In dieser Zeit wurden auch die ersten Forschungspreisträger von deutschen Kollegen nominiert und ausgezeichnet. Bedauerlicherweise fallen die Stipendiatenzahlen seither stetig. Seit 2000 wurden im Durchschnitt 10 Stipendiaten pro Jahr gefördert. Die Alexander von Humboldt-Stiftung zeichnete bisher insgesamt 16 Preisträger aus, darunter Professor László Sólyom, der jetzige Staatspräsident Ungarns. Im Rahmen des nach dem ehemaligen Präsidenten der Humboldt-Stiftung benannten Feodor Lynen-Programms verbrachten bisher drei Nachwuchswissenschaftler aus Deutschland einen Forschungsaufenthalt bei ungarischen Humboldtianern. Angesichts der vielfältigen wissenschaftlichen Aktivitäten der ungarischen Humboldtianer gibt es ein großes unausgeschöpftes Potenzial an Kooperationsmöglichkeiten. Die Humboldt-Stiftung ermutigt die ungarischen Humboldtianer nachdrücklich, junge Post-Doktoranden aus Deutschland im Rahmen des Feodor Lynen-Programms einzuladen. Zur Attraktivität Mittel- und Osteuropas für Feodor Lynen-Forschungsstipendiaten fand während der III. Ungarischen Humboldt-Konferenz 2006 mit dem Titel „Grenzen der Wissenschaft“ eine Podiums-diskussion statt. Gastgeber von Feodor Lynen-Stipendiaten diskutierten intensiv die Chancen und Herausforderungen eines Forschungsaufenthalts von Nachwuchswissenschaftlern aus Deutschland in ihren Heimatländern.

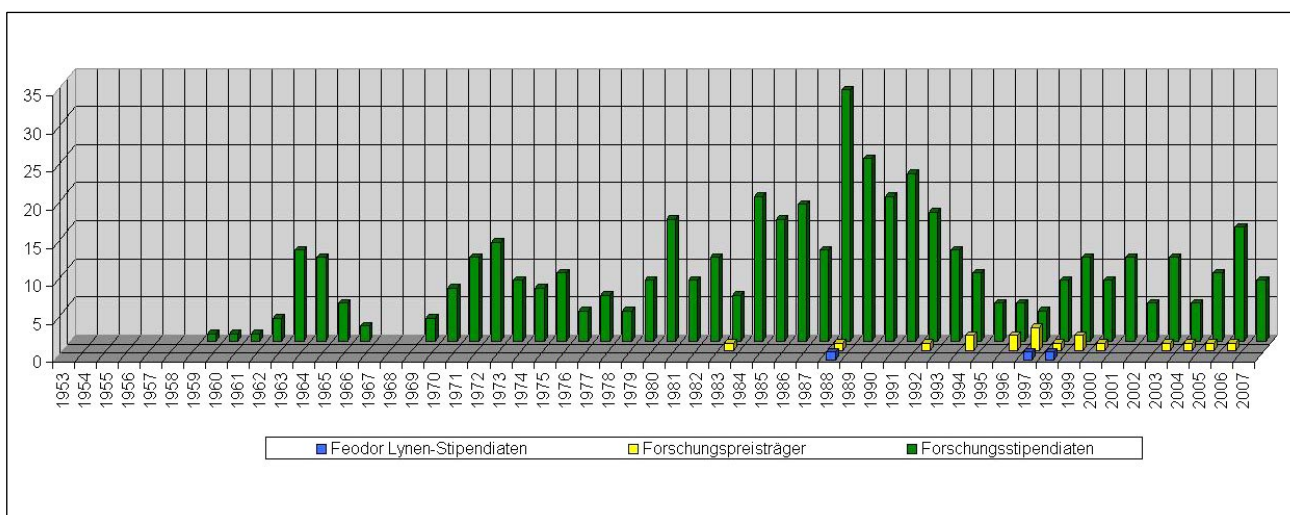


Abb. 1: Anzahl der geförderten Humboldt-Forschungsstipendiaten und -Preisträger aus Ungarn sowie der deutschen Forschungsstipendiaten, die im Rahmen des Feodor Lynen-Programms zu einem Forschungsaufenthalt nach Ungarn gingen.

Wie Abb. 2 zu entnehmen ist, kommen etwa 27 % der ungarischen Humboldtianer aus den Geisteswissenschaften (gegenüber 22% im weltweiten Durchschnitt). Hier bilden die Rechtswissenschaftler mit 6% die größte Gruppe, gefolgt von den Sprach- und Literaturwissenschaftlern sowie den Historikern (jeweils 3%). Am stärksten sind die Naturwissenschaften mit 67 % vertreten – das entspricht dem weltweiten Durchschnitt. Mit 21% sind hier die Mediziner am stärksten vertreten, gefolgt von den Chemikern mit 15%. Die Ingenieurwissenschaftler aus Ungarn

liegen mit 6% unterhalb des weltweiten Vergleichs (11%). Der Anteil der Wissenschaftlerinnen unter ungarischen Humboldtianern ist mit 13% weltweit im mittleren Bereich. Ein vergleichbarer Frauenanteil wurde aus Großbritannien gefördert, während z.B. Frankreich 32% Humboldtianerinnen aufweist.

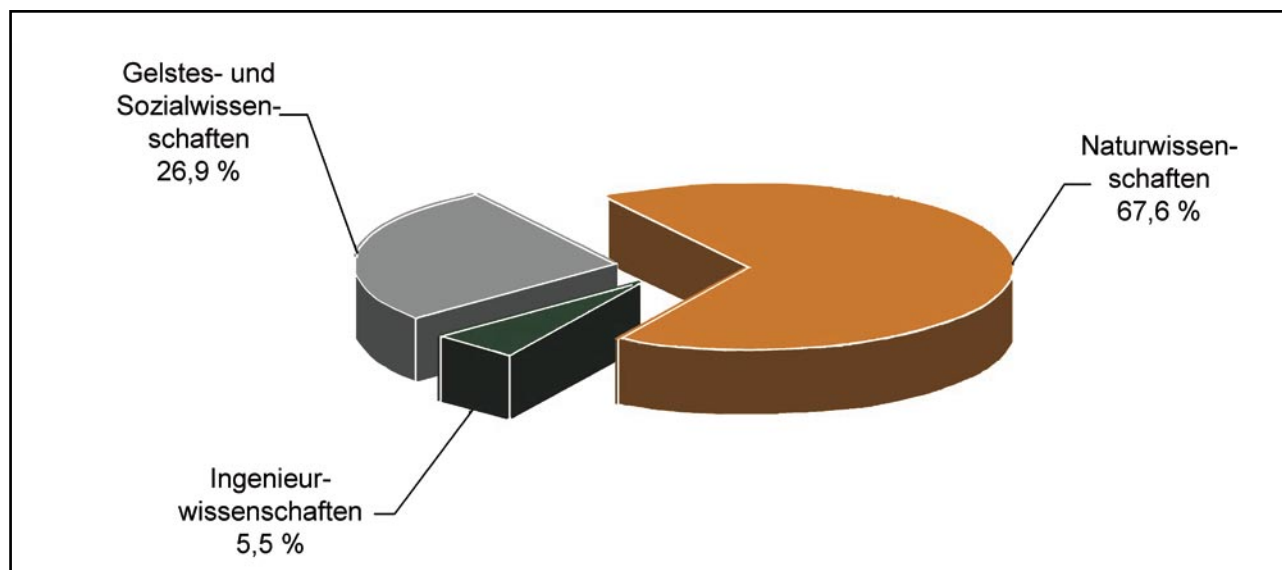


Abb. 2: Aufteilung der Humboldt-Forschungsstipendiatinnen und -Forschungsstipendiaten nach Fachgebieten.

Seit August 2007 hat die Alexander von Humboldt-Stiftung ein Auswahlkriterium ihrer Förderprogramme grundlegend geändert: Sie ersetzt die derzeitigen Altersgrenzen bei der Vergabe von Forschungsstipendien durch ein Karrierestufenmodell. Die Neugestaltung soll die Programme der Stiftung attraktiver machen und im zunehmenden internationalen Wettbewerb um die besten Wissenschaftler die hohe Qualität des internationalen Humboldt-Netzes sichern. Künftig besteht das Angebot der Humboldt-Stiftung aus Programmen für Postdoktoranden, Programmen für erfahrene Wissenschaftler, Programmen für Leiter von Nachwuchsgruppen und Programmen für international ausgewiesene Spitzenwissenschaftler.

Mit diesen neu angepassten Förderangeboten kann die Humboldt-Stiftung der individuellen Karrieresituation der einzelnen Bewerberinnen und Bewerber oder Nominierten besser gerecht werden, gleichgültig ob sie als junge Postdoktoranden am Beginn ihrer wissenschaftlichen Karriere stehen, ob sie bereits als erfahrene Wissenschaftler etabliert sind oder sogar zur Weltspitze in ihrem Fach zählen.

Auch die Förderleistungen wurden angepasst. So können junge Postdoktoranden längerfristige Gastaufenthalte von bis zu 24 Monaten mit der ersten Bewerbung beantragen, um Planungssicherheit für ihre Forschungsprojekte zu erhalten. Für erfahrene Wissenschaftler steht dagegen die Flexibilität im Vordergrund: sie können ihren Aufenthalt von insgesamt 18 Monaten in bis zu drei kürzere Aufenthalte in Deutschland aufteilen. So ist es auch Leitern von Nachwuchsgruppen oder neu berufenen Professoren möglich, die Forschungsstipendien zu nutzen, um internationale Kooperationen mit Partnern in Deutschland aufzubauen, ohne ihre eigene Stellung aufgeben zu müssen oder auf großzügige Beurlaubungsregelungen ihrer Heimatinstitutionen angewiesen zu sein. Weitere Informationen über die Programme der Humboldt-Stiftung sind unter www.humboldt-foundation.de erhältlich. Fragen zu den Förderprogrammen der Stiftungen können an info@avh.de gerichtet werden.

Attraktiver werden die Forschungsstipendien der Humboldt-Stiftung auch durch den bereits eingeführten Forschungskostenzuschuss. Er soll helfen, optimale Rahmenbedingungen für die

Kooperation zwischen den Stipendiaten und ihren wissenschaftlichen Gastgebern in Deutschland zu schaffen. Mit diesen Mitteln können beispielsweise für die Forschung notwendige neue Geräte und Laborausstattungen, wissenschaftliche Hilfskräfte, Verwaltungskosten oder die Teilnahme der Stipendiaten an Konferenzen finanziert werden. Der Forschungskostenzuschuss beträgt 800,- Euro monatlich für Forschungsstipendiaten aus den Natur- und Ingenieurwissenschaften sowie 500,- Euro für Geisteswissenschaftler.

Allen Programmen gemeinsam ist, dass sich an die Erstförderung ein lebenslanger Nachkontakt anschließt: „Einmal Humboldtianer, immer Humboldtianer.“ Mit den Förderangeboten des Alumniprogramms, wie z.B. der Finanzierung weiterer, kürzerer Forschungsaufenthalte in Deutschland, pflegt die Stiftung das Netzwerk aus Humboldtianern, die weltweit als mit Deutschland verbundene Multiplikatoren und ehrenamtliche „Botschafter“ tätig sind.

Die ungarischen Humboldtianer sind im weltweiten Vergleich besonders aktiv: die 1991 gegründete Humboldt-Vereinigung veranstaltet nicht nur regelmäßig Vortragsveranstaltungen mit in- und ausländischen Rednern, sondern auch Fachtagungen sowie Humboldt-Kollegs. Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Themenvielfalt dieser sehr erfolgreichen interdisziplinären Zusammenkünfte in Ungarn, zu denen meist auch Humboldtianer aus den Nachbarländern eingeladen wurden.

Tabelle 1: Humboldt-Kollegs und Fachtagungen in Ungarn von 2003 bis 2007		
<i>Ort</i>	<i>Datum</i>	<i>Titel</i>
Budapest	16.-21.06.2003	Fachtagung „Invariants in Low-dimensional Topology“
Nagycekn	18.-21.09.2003	Fachtagung „Vertragspraxis und Römisches Recht“
Szeged	13.-19.10.2003	Fachtagung „Utopien und Dystopien – ein Rückblick aus dem 21. Jahrhundert“
Budapest	06.-09.11.2003	Humboldt-Kolleg „Die Philosophie und die Gestalt der europäischen Universität“
Budapest	26.-29.05.2004	Humboldt-Kolleg „Der fragile Körper zwischen Fragmentierung und Ganzheitsanspruch“
Budapest	03.-07.11.2004	Fachtagung „Römisches Kaufrecht und sein Einfluss auf die Europäische Rechtsentwicklung“
Budapest	04.-06.05.2006	Humboldt-Kolleg „Grenzen der Wissenschaft“
Debrecen	25.-27.09.2006	Humboldt-Kolleg „Rhetorik als Skandal. Heinrich Heines Sprache“
Budapest	20.-24.06.2007	Der Einfluss des Europäischen Zivilverfahrensrechts auf die nationalen Verfahrensrechte
Szeged	26.-30.09.2007	Humboldt-Kolleg „Schön, aber unverständlich? Georg Trakl und die literarische Moderne. Humboldt-Kolleg zum 120. Geburtstag des Dichters“
Budapest	10.-14.10.2007	Humboldt-Kolleg „Militia et littera – Ungarnbilder und historisches Selbstverständnis in der europäischen Geschichte, Literatur und bildenden Kunst am Beispiel der beiden Nikolaus Zrinyi“

Die Humboldt-Stiftung freut sich sehr über die intensive Zusammenarbeit. Wir danken allen ungarischen Humboldtianern, die die Ziele der Stiftung so wirkungsvoll in ihren Fachbereichen in Ungarn und überregional vertreten. Besonderer Dank gilt dem Präsidenten und dem gesamten Vorstand der Humboldt-Vereinigung. Professor Dr. Attila Kuba werden wir ein ehrendes Andenken bewahren. Ein wichtiges Organ des Humboldt-Vereins Ungarn ist die Zeitschrift „Humboldt-Nachrichten“. Dr. János Fischer, dem Gründungspräsidenten und jetzigen Ehrenvorsitzenden des Humboldt-Vereins, sei an dieser Stelle ein besonders herzlicher Dank für die langjährige Herausgabe dieses Sprachrohrs innerhalb Ungarns und über die Landesgrenzen hinaus ausgesprochen.

Der Präsident sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung wünschen der Kooperation weiterhin viel Erfolg und viele neue Humboldtianer für die Zukunft!



Dr. Gisela JANETZKE, Studium der Romanistik und Hispanistik, Studien- und Post-doc Aufenthalte in Ecuador und Peru, Promotion 1978 Universität Mannheim, seit 1980 bei der AvH tätig, seit 2000 stellvertretende Generalsekretärin.



Dr. Sven BASZIO, aufgewachsen in Frankreich und Italien, Studium der Informatik, Biologie und Paläontologie, Studien- und Post-doc Aufenthalte in USA und Kanada, Wissenschaftler am Forschungsinstitut Senckenberg, seit 2002 bei der AvH tätig, seit 2005 Leiter des Referats Europa I.

DEUTSCHE MEDIZINSTUDENTEN IN UNGARN: EINBLICK IN DIE 80-ER JAHRE

Vor allem möchte ich dem Humboldt-Verein Ungarns für die Auszeichnung und Herrn Professor Dr. Rudolf de Châtel für die freundliche Einführung danken. Am Ende meiner akademischen Laufbahn ist es für mich wirklich ergreifend, dass eine äußerst wichtige Periode meiner Tätigkeit auch nach so vielen Jahren von Ihrem Verein nicht vergessen und mit einem Preis gekrönt wird. Ich danke Ihnen allen, Bekannten sowie Unbekannten, die mich heute hier mit Ihrer Präsenz ehren.

Wie Sie eben gehört haben, bin ich von meiner Ausbildung her Mediziner. Obwohl ich einst in der Forschung und Lehre aktiv war, möchte ich heute doch nicht über meine längst abgeschlossene Tätigkeit berichten, sondern über meinen, für mich sehr interessanten und herausfordernden Ausflug in die ungarische Hochschulpolitik der achtziger Jahre. Wie von Herrn Professor de Châtel erwähnt, besteht an der Semmelweis-Universität seit 1983 eine deutschsprachige medizinische Ausbildung. Die Entstehung dieses Studienganges, eingebettet in die damaligen ungarischen Verhältnisse, ist Thema meines Vortrages. Mein Bericht besteht aus zwei Teilen: den ersten Teil, den politischen Hintergrund betreffend das Jahr 1982, kenne ich größtenteils aus Gesprächen, die ich später, manchmal sehr viel später, mit damals aktiven Politikern geführt habe; es ist eine Art „oral history“ was sie jetzt hören werden. Am zweiten Teil habe ich selbst aktiv mitgewirkt, manchmal ins Rampenlicht gestellt, obwohl ich nur einer der Mitwirkenden war.

Ein Vorbild für eine deutschsprachige Ausbildung war da: die Universität in Budapest hatte 20 Jahre früher bereits Studenten aus der damaligen DDR in deutscher Sprache ausgebildet, und zwar aus dem Grund, dass die Lehrkräfte – aus bekannten Gründen – ihr Land verließen und in den Westen emigrierten. Während der Jahre von 1959 bis 1965 haben ungefähr 300 Studenten ihre präklinischen Jahre in Budapest, auf Grund einer Vereinbarung der zwei Staaten, absolviert. Die Studenten wurden in der DDR ausgewählt; sie wohnten zusammen, betreut (und wahrscheinlich sorgfältig kontrolliert) von ihren Landsleuten.

Das Studium in den achtziger Jahren war aber eine ganz andere Angelegenheit: Freiwillige aus dem deutschen Sprachgebiet haben sich beworben, um in Budapest Medizin zu studieren.

Die Frage stellt sich, warum gerade Budapest, oder kann man vielleicht behaupten, Ungarn hat sich entschlossen, deutsche Studenten aufzunehmen – was waren die Gründe, die kurz- und langfristigen Interessen des Landes, die dazu geführt haben, und zwar sechs Jahre vor der Wende.

Was folgt, war ein einmaliges Zusammenspiel von harten wirtschaftlichen Tatsachen und Zufällen persönlichen Charakters. Beginnen wir mit der damaligen wirtschaftlichen Lage von Ungarn: Im Jahre 1982 war die Staatskasse in Ungarn praktisch leer, konvertible Devisen („harte Währung“) waren überhaupt nicht vorhanden. Um nur ein kleines Beispiel aus meiner persönlichen Erfahrung als Institutsdirektor zu erwähnen: die Abonnieurung westlicher wissenschaftlicher Zeitschriften wurde eingestellt (ohne die Institute darüber zu benachrichtigen), und zwar nicht aus politischen Gründen, sondern wegen totalem Devisenmangel.

Jetzt kommt der Zufall. Ein (relativ) junger Ingenieur (er war Anfang vierzig) von der Technischen Universität, der auch politisch aktiv war, mit guten Kontakten zu der höchsten Führung, wurde aus rein fachlichen Gründen zu einer Konferenz in die Bundesrepublik eingeladen. Dort wurde er von einem aktiven Professor der Heidelberger Universität angesprochen und

gefragt, ob er seiner Tochter zu einem medizinischen Studienplatz in Budapest verhelfen könnte. Da der ungarische Gesprächspartner die Fragestellung zunächst überhaupt nicht verstand, warum ein Studienplatz Medizin ein Problem sein könnte, erklärte ihm der Heidelberger Mediziner, dass es in der Bundesrepublik einen *numerus clausus* im Medizinstudium gibt, und zusätzlich, dass die Studienplätze ausschließlich durch einen zentralen Computer verteilt werden (ZVS), und es gibt keinen Weg, den Computer zu umgehen. Dem ungarischen Ingenieur ging bald ein Licht auf, und als er in Budapest ankam, suchte er seinen Bekannten, einen der sehr mächtigen Politiker, mit dem er im selben Haus wohnte, auf. Er teilte dem Politiker mit, was er in Deutschland erfahren hat, und schlug ihm die Ausbildung der Studenten aus dem Westen gegen Devisenbezahlung, als ein Mittel gegen den Devisenmangel, vor. Der Politiker wurde nach kurzer Bedenkzeit zum Partner, musste sich jedoch den damaligen Spielregeln fügen. Er bat also seinen Vertrauten, zusammen mit dem damaligen Leiter der kulturellen Abteilung der Partei, die Angelegenheit für das höchste politische Gremium schriftlich auszuarbeiten.

Zuerst galt es das Problem zu lösen, das Politbüro von der wirtschaftlichen Bedeutung, und was noch wichtiger war, von der politischen „Harmlosigkeit“ des Planes zu überzeugen. Es war kein Geheimnis, dass die Partei eigentlich niemals wirklich einheitlich war. Vereinfacht, es war ein Flügel, der flexibel war und mit dem man „sprechen konnte“, aber – mit wechselnder Stärke – eine, nur auf die Sowjetunion blickende Gruppe der „harten Linie“, deren Hauptbeschäftigung es war, die „milde Linie“ zu stürzen. Letztere äußerte ihre Bedenken gegen diesen beunruhigenden Plan. Die Hilfe kam von außerhalb des Politbüros: der damalige Gesundheitsminister, eine hochgebildete und weitsichtige Person, mit starker Bindung an die deutsche Kultur (er war übrigens kein Mitglied der engeren oder breiteren Parteiführung), erklärte seinen Bekannten im Politbüro, dass es ein Lebensinteresse Ungarns und der ungarischen Kultur sei, sich vom Westen nicht abgrenzen zu lassen, viel mehr möglichst verschiedene kulturelle und wissenschaftliche Brücken zu bauen. Allem Anschein nach schien diese Argumentation wirksam zu sein. Demzufolge stimmte der größte Chef zu, und jeder musste sich fügen. So funktioniert die Diktatur.

Für das Öffnen ungarischer Hochschulen für ausländische Studenten – gegen Devisen – war als erste die Semmelweis-Universität vorgesehen. Zunächst musste also das Einverständnis der Führung der Semmelweis-Universität (und selbstverständlich des Lehrpersonals) über die Einführung des deutschsprachigen Unterrichtes eingeholt werden, hinweisend darauf, dass der deutschsprachige Unterricht auch für das Lehrpersonal von Vorteil sei.

Meine eigenen persönlichen Erinnerungen beginnen in dieser Phase. Die erste interne Information für uns – die Lehrstuhlinhaber – kam erst Dezember 1982. Damals war ich seit anderthalb Jahren Direktor des Physiologischen Institutes. Die Leiter der Institute, die die ersten zwei Studienjahre unterrichten sollten, wurden ab sofort zum Rektor gerufen. Eine mir damals noch unbekannt „graue Eminenz“ – dieselbe Person, die eigentlich das Projekt erfunden hat, wie es mir erst nach Monaten klar wurde – war anwesend, blieb aber meistens still. Es war der Rektor, der das Wort führte, und vorschlug, deutsche Studenten aus der BRD in deutscher Sprache zu unterrichten, die dafür Devisen bezahlen sollten. Über die finanziellen Schwierigkeiten des Landes fiel kein Wort, nur über Devisenerleichterungen für die Wissenschaft. Der Rektor bat um die Meinungen der Anwesenden.

Das Gesagte wirkte unglaublich: Studenten in großer Zahl, für mehrere Jahre (der Rektor sprach von einem Projekt für mindestens zehn Jahre) aus dem feindlichen „Westen“ in Ungarn auszubilden, das klang revolutionär. Mir ging ein Licht auf: wäre das eine Möglichkeit, internationale Kontakte zu knüpfen, die ungarische Wissenschaft nicht mehr durch einzelne Stipendien, sondern aus „Hautnähe“ vorzustellen, eine internationale Anerkennung der ungarischen Medizin zu schaffen. Ich war der erste, der sich zu Wort meldete. Ziemlich entschieden äußerte ich mich: 1.) es ist möglich zu machen, es sind Lehrkräfte an der Universität, die in der Lage sind, in deutscher Sprache zu unterrichten; 2.) es ist nicht nur möglich, aber es ist auch absolut notwendig, da damit unser Lehrpersonal sich wirklich einer internationalen Kontrolle aussetzt, dadurch an Qualität gewinnt,

da es von Seiten der Studenten unter ständigem Druck stünde. Nicht zu vergessen ist, dass, wenn wir tatsächlich jährlich etwa hundert deutsche Studenten unterrichten, werden in der BRD in etwa zehn Jahren Hunderte von Ärzten praktizieren, die in Ungarn studiert haben, und damit eine starke Bindung zu Ungarn und zur ungarischen Bevölkerung entwickeln.

Meine Kollegen hatten zu dieser Zeit mehr Bedenken, waren – milde gesagt – weniger enthusiastisch, einige waren sogar sehr skeptisch, aber niemand äußerte sich direkt dagegen. Es muss aber zugefügt werden, dass jene Kollegen, die sich anfangs äußerst skeptisch zeigten, später im Unterricht mit ganzem Herz dabei waren, und einige von ihnen wurden sogar zu emblematischen Figuren des deutschsprachigen Unterrichtes (von ihnen sei vor allem Professor Szentágothai erwähnt, der jahrelang eine legendäre Figur, auch des deutschsprachigen Unterrichtes, war).

Wann kam ich als Leiter des Studienganges in Betracht? Einer meiner Befragten erinnerte sich, dass ich noch vor der erwähnten Konferenz für die Leitung vorgesehen war. Ich bin eher der Meinung, dass es meine Worte waren, die die Führung der Universität dazu bewegten, mich zu beauftragen. Immerhin habe ich für Wochen nach der Konferenz nichts weiter über die Angelegenheit gehört. Dann, irgendwann Ende Januar oder Anfang Februar wurde ich wiederum ab sofort zum Rektor beordert: dort wurde mir mitgeteilt, dass ich mit der Organisation des deutschsprachigen Studienganges beauftragt werde, besser gesagt, beauftragt bin. Wir beginnen im September, also blieben mir so etwa acht Monate Zeit zur Vorbereitung. Dann kamen noch einige, wohlbekannte Phrasen: man müsse einen neuen Arbeitsstil erlernen etc.

Ich wartete wochenlang auf weitere Weisungen, aber niemand interessierte sich für mich. Inzwischen habe ich meine Gedanken in einem Memo zusammengefasst und als „Test“ dem Zuständigen zugesandt, aber eine Antwort blieb aus. Der nächste Schritt war mein unbeantwortetes Memo aufzufinden. Ich habe den damaligen Generalsekretär der Universität gebeten nachzuforschen, wo meine Denkschrift liegen könne. Es war relativ leicht zu finden, mein Memo wurde in einer der mehreren Schubladen des Schreibtisches des Adressaten gefunden. Jetzt wusste ich zumindest, woran ich war und was ich zu erwarten habe. Ich musste selbst handeln, zuerst jene Personen finden, die fähig sind, die auftretenden Probleme vorherzusagen, die Aufgaben für sich zu finden, und zu lösen. So entstand eine kleine Arbeitsgruppe von fünf Personen, und auf die Auswahl der vier übrigen Personen bin ich bis heute stolz. Da ich nicht in der Führung der Universität war, brauchte ich im „inneren Kreis“ jemanden, von dem ich Informationen erhalte, und dem ich meine Wünsche mitteile: ihn habe ich in der Person des damaligen Dekans gefunden. Mit seinem Mitwissen und unter seiner Obhut wurde ich selbstständig, konnte eine gewisse Freiheit im Handeln erhalten.

Ganz glatt und reibungslos lief es aber nicht. Als ein Beispiel dafür berichte ich von einer Konferenz, gehalten im Gesundheitsministerium in Anwesenheit von hohen Beamten des Gesundheits- und Kultusministeriums und der Universität, die bereits über Einzelheiten des Studiums (vor allem finanzielle Fragen) beraten sollte. Wir verhandelten stundenlang, der hohe Beamte des Kultusministeriums schwieg zunächst, bis er nach ungefähr zwei Stunden Verhandlung sich zu Wort meldete: ob ein deutschsprachiges Studium überhaupt bedenkenswert sei und ob man einen solchen Schritt wagen sollte. Glücklicherweise konnte er den rollenden Zug nicht mehr zum Stillstand bringen, aber die Atmosphäre dieser Verhandlung konnte er gründlich verderben.

Wir waren mit den Vorbereitungen für das deutschsprachige Studium noch ganz am Beginn, wir hatten sogar noch keine Sekretärin, keine elektrische Schreibmaschine, aber im April stellte sich dringend die Frage: woher nehmen wir Studenten? Die Hilfe kam wieder von hoher politischer Ebene. Eine Pressekonferenz in Wien wurde im Mai 1983 veranstaltet, organisiert formell von der ungarischen Presseagentur in Wien, im Hintergrund aber eine kleine Gruppe im ZK der Partei. Wie mir viel später mitgeteilt wurde, stellte sich heraus, dass der Zeitpunkt zufälligerweise sehr günstig war. Die politische Abkühlung, verursacht von den sowjetischen Atomraketen in Europa, wurde langsam intolerabel, und im Westen wartete man auf irgendein positives Zeichen, sei es nur symbolisch. So konnte der Schritt Ungarns mit der Werbung für deutsche Studenten gedeutet werden.

In Wien gab ich bekannt, dass wir in Budapest Studenten aus der BRD für ein deutschsprachiges Medizinstudium erwarten. Das schien interessant zu sein. Nach meinen Worten lautete gleich die Frage: „Bedeutet das eine ‚Öffnung‘“? Ohne dazu bevollmächtigt zu sein, antwortete ich in völliger Ruhe: „Ja, es ist eine Art von Öffnung“. Glücklicherweise fanden meine Worte keinen Weg nach Budapest. Die nächste Frage hatte einen konkreten Inhalt: „Kann man mit bilateralen Verhältnissen, bilateralem Studentenaustausch rechnen“? Wiederum spielte ich *va banque*: „Ein solcher Schritt hat Konsequenzen, ich selbst rechne mit bilateralem Verkehr von Studenten“. Zu dieser Zeit war ich ziemlich sicher, dass solch ein Schritt der ungarischen Regierung zu weiteren Schritten, kleineren und grösseren „Öffnungen“ führen muss, obwohl Breschnew noch am Steuer und Gorbatschow noch nicht aufgetaucht war (dies nahm übrigens keine zwei Jahre in Anspruch).

Diese „Werbung“ war effektiv: der erste Bewerber meldete sich in 24 Stunden, ihm folgten die weiteren. Für das erste Studienjahr hatten wir 250 Bewerber, von denen nahmen im September 120 das Studium auf. Als mit der Aufnahme von zwei deutschen Damen auch ein Studentensekretariat aufgestellt war, stand Ende August alles bereit zum Beginn. Zurückblickend muss ich noch erwähnen, dass sich dieses Sekretariat als unentbehrlich bewiesen hat. Mit ihrer Hilfe konnten die „frischgebackenen“ Studenten ihre verschiedensten Angelegenheiten, von der Wohnung bis zur Aufenthaltserlaubnis, erledigen, bei Unfällen und anderen akuten Problemen wurde stets Hilfe geleistet. Diese Hilfsbereitschaft hat wesentlich dazu beigetragen, dass die Studenten zur Universität langsam Vertrauen entwickelten, und wenn sie sich auch nicht zu Hause fühlten, fühlten sie sich zumindest nicht verloren. Im Rückblick muss ich mich bei den Damen des Sekretariates bedanken.

An der feierlichen Eröffnung, an der sowohl die Studenten als auch deren Eltern teilnahmen, kam es zum erstenmal vor, dass nach der ungarischen Staatshymne die sowjetische Staatshymne und zum Schluss die ‚Internationale‘ nicht ertönten, wie es früher bei solchen Anlässen stets üblich war. Das war übrigens nicht mein Verdienst (ich hätte das nicht gewagt), der damalige Dekan der Fakultät spielte dabei die entscheidende Rolle, und die lokalen Politiker stimmten zu.

Woher kamen unsere Studenten? Die meisten Studenten stammten aus Deutschland und stammten von deutschen Eltern. Doch waren unter ihnen mehrere, die in Siebenbürgen ihren Ursprung hatten und vor Jahren – entweder mit ihren Eltern, oder im reiferen Alter allein – auf Grund der deutsch-rumänischen Vereinbarungen legal nach Deutschland ausgewandert sind. In der BRD hat man sie als ‚Deutsche‘ registriert, aber viele von ihnen haben fehlerlos ungarisch gesprochen. Es gab auch Studenten, deren Eltern aus östlichen Ländern (z. B. aus der Türkei, dem Iran) nach Deutschland eingewandert sind, aber die meisten von ihnen absolvierten ihre Schulen in der BRD in deutscher Sprache.



Die Studenten, wie ich sie gesehen habe. In den ersten wenigen Jahren waren die Studenten meist junge Menschen mit einer hohen Motivation Arzt zu werden, die vor mehreren Jahren ihr Abitur ablegten, aber – auf Grund ihrer mittelmäßigen Leistungen in der Oberschule – im Aufnahmesystem der BRD sich jahrelang ohne Erfolg bewarben. Die Bewerber waren sich bewusst, dass sie, ebenfalls mit dieser Begründung, auch später mit hoher Wahrscheinlichkeit mit keinem Studienplatz rechnen können. Diese Leute nahmen deswegen sogar das Risiko des Studierens in einem Ostblockland auf sich, wagten sozusagen, den Sprung ins Unbekannte. Wie es sich später herausstellte, war die Mehrheit unserer Studenten für ein Hochschulstudium absolut geeignet, ein Teil von ihnen hat die Studien bis zu Ende in Budapest fortgeführt, ein anderer Teil in Deutschland beendet, und da wir mit vielen von ihnen auch heute noch in Verbindung stehen, wissen wir, dass sie in der überwiegenden Mehrzahl sich in ihrem Fachbereich gut durchgesetzt haben, und als angesehene Ärzte ihre Tätigkeit ausüben.

Ich glaube, es mir erlauben zu können, in diesem Moment einige Gedanken zu den früheren Zulassungskriterien in der BRD beifügen zu dürfen. Selbstverständlich ist die erste Frage, die auftaucht, ob die dort angenommenen Studenten gut genug für ein Medizinstudium und für eine

spätere ärztliche Tätigkeit waren. Diese Frage lässt sich nachträglich mit „ja“ beantworten, kann eventuell auf Grund der Prüfungsergebnisse zahlenmäßig ausgedrückt werden. Aber es stellt sich eine ebenso wichtige Frage, die viel schwerer zu beantworten ist: wie steht es um die abgewiesenen Bewerber? Hätten sie sich im Studium und später in der Praxis bewährt? In Budapest wurde uns in kurzer Zeit klar, dass das System, welches primär auf die Leistung in der Oberschule und im Abitur basiert, keine eindeutige Orientierung für die zukünftigen Studienleistungen geben kann. Durch ein computerisiertes und unpersönliches Auswahlverfahren sind zwar die Fakultäten von jeglicher Verantwortung befreit worden, aber – meiner Meinung nach – hat die Gesellschaft in den Jahren, als das System so hundertprozentig computerisiert war, manche Personen verloren, die sich als Studenten später gut bewährt hätten.



Ein Vergleich der deutschen und ungarischen Studenten. Es war auffallend, dass die Vorbildung der ungarischen Studenten homogener war, als die der Deutschen. In der Physik, in der elementaren Mathematik konnte man bei den deutschen Studenten so manche Lücken entdecken, die bei den Ungarn wesentlich seltener vorkamen (dank der Aufnahmeprüfung im Fach Physik). Die Deutschen haben – mit Hilfe des Institutes für Biophysik – ihr Defizit im ersten Studienjahr aufgeholt. Es waren aber einige Unterschiede zu Gunsten der deutschen Studenten. Vor allem waren die Fremdsprachen-Kenntnisse der letzteren mit denen der Ungarn nicht zu vergleichen, fast alle Deutschen waren fähig, in englischer Sprache zu kommunizieren (das konnte ich selbst während der Vorlesungen feststellen). Die Deutschen waren auch selbstständiger im Studium. Während der Vorlesungen und Praktika nahmen sie aktiver am Unterricht teil: haben sie etwas nicht verstanden, fragten sie gleich danach, und ließen nicht locker, bis es richtig erklärt wurde. Kurz gesagt, sie verursachten uns manch' schwere Minuten, und – wie ich es noch vor dem Beginn richtig vermutete – wir mussten uns auf die Vorlesungen und Praktika sehr sorgfältig vorbereiten. Mit Bedauern musste ich aber zur Kenntnis nehmen, dass die klassische Literatur den deutschen Studenten ebenso fremd war, wie den Ungarn – meine Generation war sicherlich anders. Wenn ich etwas von der deutschen Literatur zitiert habe, sah ich totales Unverständnis, auch wenn das Zitat von Goethe war; nur selten haben sie von den Werken etwas gehört. Wahrscheinlich gehört das zum Zeitbild – sicherlich können sie einen Computer viel besser gebrauchen als ich es je fertigbringen kann.



Die Reaktionen in Deutschland (akademische Kreise und Behörden). Bestimmte akademische Kreise nahmen zuerst – milde gesagt – eine äußerst skeptische Stellung der deutschsprachigen medizinischen Ausbildung in Budapest gegenüber ein, was sie – eigentlich richtig – als Umgehen des *numerus clausus* Systems in der BRD deuteten, wonach im deutschen Sprachraum mehr Ärzte ausgebildet werden als geplant, was die Gefahr einer etwaigen Erhöhung der arbeitslosen Ärzte mit sich bringt (wir schreiben 1983). Das blieb uns nicht verborgen. Es war wichtig, unsere Fachkollegen zu überzeugen, dass wir ihr System nicht ernsthaft bedrohen, und wir in Budapest für Deutschland gute, kompetente Ärzte ausbilden. Wir haben nacheinander bekannte Professoren eingeladen, die in den Vorlesungen mitwirkten, und einen direkten Kontakt zu den deutschen Studenten aufgenommen haben. Darunter bewies sich als besonders wichtig der Besuch meines Fachkollegen aus München, eine wortstarke Persönlichkeit im deutschen akademischen Leben. Wieder kam der damalige Gesundheitsminister gerne zur Hilfe: die zwei Personen verstanden sich ausgezeichnet, und die anfangs äußerst kritische Meinung meines Physiologenkollegen änderte sich grundsätzlich. Unsere Kollegen in der BRD konnten feststellen, dass die Ausbildung an der Semmelweis Universität ein gutes Niveau hat, die in manchen Hinsichten, besonders in der naturwissenschaftlichen Medizin, die Ausbildung in der BRD sogar übertraf; dazu trugen auch einige Namen bei, die in der Bundesrepublik sehr gut bekannt waren. Was vielleicht auch von Wichtigkeit war, dass die führenden Akademiker, Instituts- und Klinikleiter, und weitere hohe Funktionäre im Hochschulwesen, auch Landesprüfungsämter, selbst Kinder hatten, die vom

deutschen Auswahlssystem nachteilig betroffen waren. Sie entdeckten, dass Budapest für sie eine Lösung, und keine schlechte Lösung wäre. Die Aufnahme dieser Studenten in Budapest bedeutete kein Problem, längst sind sie als Ärzte entweder in der BRD oder auch in den USA tätig, ab und zu hören wir von ihnen.

Die Behörden (Westdeutsche Rektorenkonferenz, Kultusministerkonferenz, und auch einzelne Landesprüfungsämter) ließen sich nach Einführung des Studienganges schriftlich informieren. Später kam es zu direkten Besprechungen zwischen mir (1985 wurde ich Dekan der Medizinischen Fakultät) und einigen Mitgliedern der erwähnten Organe. Diese Gespräche wurden von Bekannten organisiert, waren immer informell, ohne irgendwelche schriftliche Protokolle (Notizen wurden gemacht, wie ich es beobachten konnte), wurden aber von meinen Gesprächspartnern immer weitergeleitet. Von der deutschen Seite wurden wiederholt zwei „Ratschläge“ gegeben: 1.) wir erweitern zahlenmäßig unseren Studiengang nicht, und 2.) wir nehmen keine Studenten auf, die in der BRD wegen ungenügender Leistungen vom Studium ausgeschlossen wurden. Man hat uns sehr freundlich und hilfsbereit mitgeteilt, in welcher Hinsicht unser Studienplan jenem in der BRD angepasst werden sollte. Die zuständigen Landesprüfungsämter haben die damalige Ärztliche Vorprüfung (volkstümlich das 'Physikum') individuell anerkannt und daraufhin konnten sich die Studenten für einen klinischen Studienplatz an einer der Universitäten in der BRD bewerben. Später wurde das ärztliche Diplom der Semmelweis-Universität in der BRD offiziell anerkannt. Ich zitiere aus dem, seitens der Deutschen Botschaft an mich, in meiner Eigenschaft als Dekan, gerichteten Brief – „Die obersten Landesgesundheitsbehörden haben sich darauf geeinigt, das von deutschen Absolventen erfolgreich abgelegte ungarische Staatsexamen als Ärztliche Prüfung anzuerkennen“. In den 24 Jahren haben mehr als 3000 Studenten ihr Medizinstudium in Budapest begonnen, und von diesen 601 Mediziner (388) oder Zahnmediziner (213) ihren Dokortitel erhalten.

Nun, das ist also die Geschichte, die ich Ihnen anbieten konnte und wollte. Es bleibt nur eine kleine letzte Bemerkung. Im Strafrecht ist es ein Grundprinzip, dass man für ein Verbrechen (d. h. strafbarer Akt) nur einmal bestraft werden kann. Ein 'Belohnungsrecht' hat sich juristisch nicht entwickelt, und wahrscheinlich deswegen kommt es, das man für eine belohnenswerte Tat auch wiederholt eine Anerkennung/Auszeichnung erhalten kann. Im Jahre 1989, also in dem Jahr, als der erste Jahrgang deutscher Studenten in Budapest seine Studien absolvierte, hat mich die Bundesrepublik Deutschland mit dem Großen Verdienstkreuz geehrt. Es war sicherlich nur ein Zufall, könnte aber eine symbolische Deutung haben, dass der damalige Botschafter, Herr Alexander Arnot, sich unmittelbar nach der Übergabe dieser Auszeichnung von seiner Residenz in den Garten des damaligen Konsulates begeben musste, zu den Asylanten aus der damaligen DDR, die während ihrer Flucht dort aufgenommen wurden und auf eine Auswanderungsmöglichkeit warteten. Diese Leute sind wenige Tage später in der Bundesrepublik eingetroffen und damit begann in der Geschichte von ganz Europa ein neues Kapitel.



Attila FONYÓ, Dr. med. Geboren 1927 in Budapest. Medizinstudium von 1945 bis 1951 in Budapest. Bereits als Student Mitarbeiter des Physiologischen Institutes der Universität. 1975 Professor, von 1981 bis 1995 Direktor des Physiologischen Institutes der Semmelweis-Universität; als *professor emeritus* bis heute dort tätig. Forschungsgebiet Zellphysiologie, wissenschaftliche Tätigkeit auch in Deutschland, in den USA, Italien, England und Frankreich. 1983 Organisation des deutschsprachigen Studienganges an der Universität. Von 1985 bis 1991 Dekan der Medizinischen Fakultät. Autor des Werkes „Lehrbuch der Medizinischen Physiologie“ (in ungarischer Sprache, erschienen zwischen 1997 und 2007 in vier Auflagen).

DIE ANDRÁSSY-UNIVERSITÄT FEIERT 5JÄHRIGES JUBILÄUM

Die bevorstehende Jubiläumsfeier bietet eine gute Gelegenheit, der Leserschaft der Humboldt-Nachrichten darüber zu berichten, was die Andrassy-Universität seit ihrer Gründung in den vergangenen fünf Jahren erreicht hat. Im Jahre 2003 hat die Zeitschrift zum letzten Mal über diese Bildungseinrichtung berichtet. Sie hat damals der ins Festetics Palais einziehenden deutschsprachigen Universität eine ganze Ausgabe gewidmet.

„Die Andrassy-Universität ist die einzige deutschsprachige Hochschule außerhalb des deutschen Sprachraums. Dass sie sich gerade hier in der ungarischen Hauptstadt befindet, unterstreicht noch einmal die engen und freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern. Ich möchte Ihnen an dieser Stelle natürlich versichern, dass Deutschland dieses wertvolle Symbol der deutsch-ungarischen Beziehungen weiterhin unterstützen wird“ – sagte die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel am 21. August 2007 anlässlich eines Kurzbesuchs der Andrassy-Universität. Frau Merkel war es offensichtlich ein Anliegen, nach ihren politischen Verhandlungen zu Vertretern der Andrassy-Universität und dem im Spiegelsaal versammelten Publikum zu sprechen, obwohl sie sich insgesamt nur einen halben Tag in Ungarn aufhielt.

Über die Anfänge

Die Geschichte der Universität nahm ihren Anfang, als der ungarische Ministerpräsident Viktor Orbán, der österreichische Bundeskanzler Wolfgang Schüssel, die Ministerpräsidenten des Freistaates Bayern Edmund Stoiber und Baden-Württembergs Erwin Teufel im Jahre 2001 die Ulmer Erklärung über das grundsätzliche Vorhaben der Gründung einer deutschsprachigen Universität für Postgraduierte, der Andrassy-Universität, unterzeichnet haben. Der Absichtserklärung folgten nach kurzer Zeit Taten, und bald schon hat die nach Graf Andrassy Gyula benannte deutschsprachige Universität ihre Tore geöffnet. Von ihrem zunächst provisorischen Standort zog sie ein Jahr später, im September 2003, in das renovierte Festetics Palais um.



Die Andrassy-Universität im einstigen Festetics-Palais.

In Deutschland wurde der Gründung der Universität von Anfang an große Aufmerksamkeit geschenkt. Man sah in ihr das Wiedererwachen einer Jahrhunderte alten mitteleuropäischen Tradition. Seit Schließung der deutschen Fakultät an der Karls-Universität in Prag nach dem

zweiten Weltkrieg gab es keine deutschsprachige Universität mehr außerhalb des deutschen Sprachraums (es gibt heute noch andere von Deutschland gegründete Universitäten, so z. B. in Kairo oder Bangkok, wo die Unterrichtssprache jedoch Englisch ist).

Die Idee der Gründung der Andrassy-Universität hatte zum Ziel, führende Fachkräfte für Staatsverwaltung, den Zivilbereich oder auch internationale Organisationen auszubilden, Spezialisten, die aufgrund ihrer fremdsprachigen Kompetenzen, ihrer fachlichen Motivation und ihrer breit gefächerten Kenntnisse über die Region zu den Integrationsprozessen in Mitteleuropa wesentlich beitragen können. Die Gründer der Universität sahen in der deutschen Sprache und Kultur eine für die aus verschiedenen Ländern Mitteleuropas kommende Studentenschaft integrierende Funktion und verbindende Kraft.






Die Umgebung

Lage und Umgebung der Andrassy-Universität könnten für eine solche Hochschule idealer nicht sein. Das nach dem Entwurf von Miklós Ybl erbaute Festetics-Palais, ist hinter dem Nationalmuseum in einem Viertel gelegen, wo traditionell das Großbürgertum und Adelige wohnten. Das Gebäude ist zu Fuß nur zwei Minuten von den großen Budapester Universitäten wie ELTE, Pázmány, Corvinus oder der großen Universitätsbibliothek entfernt, um nur einige zu nennen. An einem Ort zu lehren oder zu studieren, der sich in unmittelbarer Nähe zu den historischen Schauplätzen befindet, wo ungarische Revolutionen ihren Anfang nahmen, vermittelt ein besonderes Gefühl. Rechts neben der Universität steht das Nationalmuseum, links das Gebäude des Rundfunks. Von letzterem trennt die Universität im wahrsten Sinne des Wortes nur eine Wand.

Das Gebäude hat zwei Funktionen: Unter dem Namen Festetics-Palais dient es als Veranstaltungsort für anspruchsvolle kulturelle und öffentliche Ereignisse und internationale Konferenzen. Als Gebäude der Andrassy-Universität bietet es ca. zweihundert Studenten Platz. Die Festsäle befinden sich im ersten Stock (Spiegelsaal, Marmorsaal, Andrassy-Saal). Im zweiten Stock, im Dachbereich, sind die bescheideneren, aber allen Bedürfnissen genügenden, hochtechnisch ausgestatteten Hörsäle.

Der Unterricht

Die Andrassy-Universität bietet derzeit postgraduale fachliche Weiterbildungen sowie interdisziplinäre Doktoranden- bzw. PhD-Ausbildungen an. Die Informationen zu den vier Studienrichtungen sind in der nachfolgenden Tabelle zusammengefasst:

	Studiengänge:	Studium:	Voraussetzungen:	Abschluss:
	MITTELEUROPÄISCHE STUDIEN	Analyse der Beziehungen von Kultur, Geschichte und Ideengut der mitteleuropäischen Länder	MA- oder BA-Abschluss Interesse an Geschichte, Literatur und Kultur	Master of Central European Studies (MA) Bachelor of Central European Studies (BA)
	VERGLEICHENDE STAATS- UND RECHTSWISSENSCHAFTEN	Vergleichende Analyse des EU-Rechts mit den Systemen der Mitgliedsländer	mind. 1. Staatsexamen	Master of Laws* (Legum Magister; LL.M) *1/2 Jahresprogramm
	INTERNATIONALE ANGELEGENHEITEN	Komplexe Analyse der aktuellen außenpolitischen, ökonomischen und politikwissenschaftlichen Fragen in einem gesellschaftlichen und internationalen Kontext	MA- oder BA-Abschluss , Kenntnisse und Interesse an theoretischen, rechtlichen Fragen der internationalen Politik	Master of International Affairs (MA); Bachelor of International Affairs (BA)
	INTERNATIONALE BEZIEHUNGEN-WIRTSCHAFT	Ökonomie, Rechts- und Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt „Europäische wirtschaftliche Integration“	MA- oder BA-Abschluss ; Kenntnisse und Interesse an internationalen ökonomischen Beziehungen	Master of International Economic Affairs (MA); Bachelor of International Economic Affairs (BA)
	DOKTORSTUDIUM	Interdisziplinäre Studien in drei Teilprogrammen: Politikwissenschaft, Rechtswissenschaft, Geschichte	MA-Abschluss hohes Interesse an wissenschaftlicher Forschung	Doctor of Philosophy (PhD)

Neben den Pflichtfächern können die Studenten aus allen ausgeschriebenen Wahlfächern frei wählen. Das Angebot reicht von Politikwissenschaft, Außenpolitik, Geschichte, Wirtschaftswissenschaft bis zu mitteleuropäischer Literatur. Es besteht auch die Möglichkeit, weitere Sprachen zu erlernen. Die Studenten können zurzeit zwischen 6 – darunter mittel- und osteuropäische – Sprachen wählen. Eines der beliebtesten Programme unter den Studenten ist die jährlich organisierte, einwöchige Exkursion nach Brüssel.

Universitätsbetrieb

Die Andrassy-Universität ist eine vom ungarischen Staat anerkannte Universität im Range einer Privatuniversität. Die Träger sind neben der ungarischen Regierung die deutsche, österreichische und schweizerische Bundesregierung sowie die deutschen Bundesländer Bayern und Baden-Württemberg. Die bekannten Universitäten Heidelberg und Wien und St. Gallen sowie Passau, Bayreuth, Graz und Linz unterstützen die Andrassy-Universität im fachlichen Bereich.

Für die Andrassy-Universität gilt das ungarische Hochschulgesetz. Sie kann Diplome gemäß den ungarischen Vorschriften vergeben. In dem zweisprachigen Zeugnis ist auch die Partneruniversität des Studiengangs aufgeführt.

Der 2006 gegründete Studiengang für Doktoranden bietet interdisziplinär eine deutschsprachige PhD-Ausbildung in drei wissenschaftlichen Bereichen: Vergleichende Staats- und Rechtswissenschaften, Geschichte und Politikwissenschaft. An dieser schnell beliebt gewordenen Fortbildung nehmen inzwischen zwanzig Studierende teil.

Charakteristisch für die postgradualen und die PhD-Studiengänge ist die Vielzahl eigenständig zu lösender Aufgaben. Für diese Arbeiten stehen den Studierenden das PC Labor und die Bibliothek der Universität, die sich im geschlossenen Innenhof des Festetics-Palais befinden, zur Verfügung. Die Bibliothek verfügt über 15 000 Bände Fachbücher. (Sollten diese nicht ausreichen, sind andere große Bibliotheken, wie die hauptstädtische Szabó Ervin Bibliothek, die Bibliotheken der ELTE und anderer Universitäten mit ihrer umfangreichen Literatur in zehn Minuten zu erreichen.)

Lehrkörper und Studentenschaft

Den internationalen Charakter der Universität kennzeichnet auch die Zusammensetzung von *Lehrkörper und Studentenschaft*. In einem Semester kommen ca. 30 Hochschullehrer (inkl. Gastprofessoren) auf ca. 130 Studierende. Dies sichert eine *optimale Betreuung der Studenten*. An der Universität lehren derzeit 8 deutsche, 4 österreichische, 4 schweizerische und 10 ungarische Professoren, bzw. Dozenten. Die Hälfte der Hörer sind ausländische Studenten, davon mehrheitlich Deutsche, die nach einem Studienabschluss an einer deutschen Universität für eine Weiterbildung die Andrassy-Universität gewählt haben. Neben den deutschen gibt es ebenso polnische, österreichische, rumänische, schweizerische, slowakische, serbische, aserbajdschanische, litauische und russische Studenten.

Die für das Studienjahr 2007/08 festgesetzte Studiengebühr beträgt 165 000 HUF, ein Betrag, der im Vergleich zu ähnlichen Bildungsangeboten als bescheiden anzusehen ist. Allerdings sind die zusätzlichen Kosten für einen Studenten relativ hoch, da die Universität nicht über ein Studentenwohnheim verfügt. Glücklicherweise erhält mehr als die Hälfte der Studierenden ein Stipendium. In Frage kommen Socrates-Erasmus, Stipendien des Visegrád Fund, ein Stipendium des Freistaats Bayern, das Carl Lutz-Stipendium für das LL.M.- Programm, ein DAAD-Stipendium, das Baden-Württemberg-Stipendium für Studierende der AUB, ein Stipendium der Aktion Österreich-Ungarn, ein Bosch-Stipendium für PhD Studenten.

Die Zukunft der Andrassy-Universität

In der Zeit ihres fünfjährigen Bestehens war die Universität mehrfach Gegenstand politischer Diskussionen. Ihre Existenz, ihre Effektivität und die Wirtschaftlichkeit ihres Betriebs wurden häufig in Frage gestellt. Ihr Werte bewahrender Charakter und ihre Rolle als Mittler zwischen den Kulturen konnte jedoch nie abgestritten werden. Nun garantiert ein zwischenstaatliches Übereinkommen ihren sicheren Bestand ab März 2007 für die nächsten 4 Jahre.

Das neue Hochschulgesetz Ungarns verpflichtet die Andrassy-Universität, bis 2011 mindestens zwei Masterstudiengänge anzubieten. In den kommenden Jahren wird dementsprechend die Unterrichtsstruktur der Universität verändert werden. Nach den gegenwärtigen Plänen werden neben den postgradualen Studiengängen an den Fakultäten „Mittleuropäische Studien“ und „Internationale Beziehungen“ auch sog. First-Master-Studiengänge eingeführt. Die Veränderung der Ausbildungsangebots darf jedoch die in der Gründungsurkunde niedergelegte Zielsetzung nicht beeinträchtigen; d.h. die Rolle der Universität als Brücke zwischen den Völkern und Kulturen Mitteleuropas muss gewahrt bleiben.

Miklós KENGYEL
Universitätsprofessor



Semesterbeginn und Diplomvergabe, 2007

WÖRTER UND BILDER

Es ist mir nicht nur eine große Ehre und Freude, sondern eine besondere Genugtuung, jene Gastprofessur der Universität Leipzig verliehen bekommen zu haben, die den Namen des Philosophen, Mathematikers und Universalwissenschaftlers Leibniz trägt. Während meiner ganzen Laufbahn verfolgte ich Ziele, die auch Ideale Leibnizens waren. Ich habe neben der Philosophie Mathematik studiert, zwar nicht mit der Absicht, als Mathematiker tätig zu werden, aber überzeugt davon, daß das mathematische Denken zu einem klareren philosophischen Denken beitragen kann; ich war stets und bin noch immer von der Idee einer enzyklopädischen Einheitswissenschaft bezaubert; und in meiner Arbeit in der Philosophie habe ich immer wieder Grenzen überschritten, Grenzen zwischen diversen philosophischen Teildisziplinen, aber auch Grenzen zwischen Philosophie und benachbarten Geisteswissenschaften.

Ursprünglich, geschichtlich betrachtet, umfaßte die Philosophie ja alle Wissenschaften, diese verselbständigten sich erst allmählich. Sie kennen den Spruch über die Philosophie als Mutter der Wissenschaften. Und Sie glauben wahrscheinlich, daß der Wunsch nach Interdisziplinarität nach wie vor, ja heute erst recht, eine selbstverständliche Regung von Fachphilosophen ist. Sie irren sich. Die zeitgenössische Philosophie besteht aus Teildisziplinen, deren Vertreter in der Regel kein Interesse haben für Fragen, die nicht innerhalb eben dieser Teildisziplin beheimatet sind. Meine Überzeugung dagegen ist, daß die Philosophie auch heute noch die Aufgabe hat, sich auf die grundlegendsten Veränderungen der uns umgebenden gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und begrifflichen Wirklichkeit zu besinnen. Zu diesen gehören in den letzten Jahren zwei kommunikations- bzw. medientechnologische Umwälzungen: die Vernetzung, und die Wiederkehr der Bilder. Anlässlich meiner Gastprofessur in Leipzig behandle ich Fragen der Vernetzung und auch Fragen der bildlichen Kommunikation im Rahmen des Graduiertenkolloquiums „Philosophie des Mobiltelefons“. Vernetzte Kommunikation bewirkt einen Wandel sowohl in unserem Raum- als auch in unserem Zeiterlebnis, wobei ich die Auffassung teile, daß nicht nur die Raumerfahrung, sondern insbesondere die Zeiterfahrung in einem inneren Verhältnis zur Bilderfahrung steht. Dieser Problematik aus philosophisch-kulturtheoretischer Sicht ist meine Vorlesung „Zeit und Bild“ gewidmet. Die Bilderfrage weist auch, und zwar vorrangig, auf Fragen der Sprache hin. In welchem Verhältnis stehen zueinander bildliche Darstellung und wortsprachliche Zeichen? Ist es sinnvoll, von Bildersprachen zu reden? Denken wir bloß in Wörtern oder denken wir auch in Bildern? Mit diesen und ähnlichen Fragen beschäftige ich mich im gegenwärtigen Vortrag. Dabei fügen sich sowohl dieser Vortrag als auch die beiden Lehrveranstaltungen in die Logik eines gemeinsamen philosophisch-anthropologischen Diskurses ein, den ich als *Entfremdungsrückgangsdiskurs* bezeichnen möchte. Der Mensch ist ein kommunikatives Wesen, das aber der in seinen uranfänglichen Primärgruppen gegebenen Möglichkeit ständiger multimodaler Breitbandkommunikation im Laufe der Jahrtausende und insbesondere der letzten Jahrhunderte verlustig gegangen ist; diese Möglichkeit wird im Zeitalter des Mobiltelefons zunehmend zurückgewonnen. Der Mensch lebte ursprünglich in der natürlichen Zeit des Wechsels von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, der

Zeit des Tagwerkes, der Zeit des Wochenmarktes. Die Disziplin der Uhrzeit ist entfremdete Zeit, das Dahinschwinden der Alleinherrschaft der Uhr durch das Aufkommen von Aktivitätskoordination mittels Mobilkommunikation ist ein entfremdungsmildernder Faktor. Die natürliche menschliche Lebenswelt ist in der Regel von starken visuellen Eindrücken geprägt, auch die Lautsprache ist mit Mimik und Gestik verwoben, aber bleibende Bilder zu schaffen ist unendlich schwieriger, als Wörter zu erzeugen; der sprechende Mensch wird zumeist machtlos, wenn es um die Produktion von Bildern geht. Die alphabetische Schrift und besonders der Buchdruck unterdrücken ebenfalls das Bild zugunsten des Wortes. Erst mit den Mitteln der digitalen Fotografie und der Computergrafik wird das Erzeugen von visuellen Artefakten jedermanns Option, beginnt die Rehumanisierung der Welt der Bilder.

DIE DEUTSCHE SZENE

Es ist eine einzigartige Gelegenheit, aber auch eine große Herausforderung, in Deutschland über bilderbezogene Themen vorzutragen. Seit gar manchen Jahren werden hier intensive und vielfältige bildphilosophisch-bildwissenschaftliche Forschungen betrieben, wie in keinem zweiten Land. Ich erlaube mir auf einige jener wichtigsten Forschergestalten hinzuweisen, zu deren Auffassungen ich besonders fruchtbare Anknüpfungspunkte finden konnte. In Leipzig veröffentlichte Pirmin Stekeler-Weithofer Grundsätzliches zur Theorie der bildgestützten begrifflichen Folgerungen, zum Problemkreis Metapher, Analogie, Modellbildung, während Ulrich Johannes Schneider eine Methodologie der Analyse historischer Bilder als neuen Zugang zur Kulturphilosophie entwickelt. Hans Belting, ehemals in Heidelberg und München und jetzt in Karlsruhe tätig, stellt den Bildbegriff als anthropologischen Begriff dar, das Bild als etwas ganz wesentlich zur Natur des Menschen gehörendes: das Bild nicht bloß an der Wand, sondern im Kopf. Gottfried Boehm, den seine Laufbahn von Heidelberg über Bochum und Gießen nach Basel geführt hatte, prägte den Ausdruck „iconic turn“, *ikonische Wende*, in seinem Aufsatz „Die Wiederkehr der Bilder“, veröffentlicht in dem von ihm 1994 herausgegeben Band *Was ist ein Bild?* Boehm setzt sich für eine eigene, nicht-sprachliche Logik der Bilder ein; er weist auch, für mich besonders interessant, auf einen Zusammenhang zwischen Bild und Zeit hin: das Bild wird erst im Akt des Sehens, in einem zeitlichen Akt, eigentlich seiend. Jan Assmann, Heidelberg, stellt gleichsam die Vorgeschichte des Phänomens „iconic turn“ im alten Ägypten dar, und analysiert überhaupt das Verhältnis zwischen bildlichen und schriftlichen Kulturen. Im Rahmen einer interdisziplinären Forschungsgruppe zu „Text und Bild“ legt Kurt Röttgers, Hagen, Untersuchungen zur Perspektivik in Bildern und Texten sowie zur Labyrinthik (wie wird der Tanz zu Text und Bild) vor. Roland Posner, Berlin, untersucht das Problem Bild im Rahmen der Gebärdenforschung, im Feld der redeersetzenden Gesten. Horst Bredekamp, ebenfalls Berlin, sieht digitale Bilder einerseits als legitime Erben der herkömmlichen Malerei, andererseits als durchaus interpretationsbedürftige Instrumente der Naturwissenschaft von heute und morgen. Von Karlheinz Lüdeking, Nürnberg, stammt die aus der Sicht meines heutigen Vortrags grundlegend wichtige Gegenwartsdiagnose: „Es sind nicht mehr die Texte, die unserem Begehren eine Richtung geben... Was wir wollen, zeigen uns mittlerweile vor allem die Bilder. ... es sind vor allem die Bilder, die uns bestimmen.“ Das Bild als zeigendes Medium, das eine eigene Darstellungslogik aufweist, ist das Thema von Dieter Mersch, Potsdam. Oliver Scholz, Münster, versucht eine Vermittlung zu schaffen zwischen Goodmans zeichentheoretischem Ansatz – einer Kritik der herkömmlichen Idee, daß Abbildung auf Ähnlichkeit beruht – und des späteren Wittgensteins Gebrauchstheorie der Bilder, ein Versuch, den ich im Verlauf meines Vortrages zwar kritisieren werde, aber als Diskussionshintergrund für durchaus nützlich halte. Und schließlich, aber nachdrücklich, möchte ich hinweisen auf Klaus Sachs-Hombach, Magdeburg, unter anderem auf seine tiefeschürfenden Analysen des *imagery debate*, der Debatte um mentale Bilder, vor allem aber auf seine integrierenden Bemühungen um eine allgemeine Bildwissenschaft.

BEWEGTE BILDER

Unter den im Boehmschen Band *Was ist ein Bild?* enthaltenen Texten befindet sich die deutsche Übersetzung des bekannten Aufsatzes von Arthur C. Danto, „Depiction and Description“. Abbildung und Beschreibung, argumentiert hier Danto, haben keineswegs die selbe Ausdrucksfähigkeit. Es gibt vielleicht Dinge, die gezeigt aber nicht gesagt werden können, aber ganz gewiß kann man nicht alles zeigen – dies ist Dantos Punkt – was gesagt werden kann. Um Bilder vollkommen zu begreifen, brauchen wir auch die Wortsprache. Dies gilt, betont Danto, auch wenn es Bilder gibt wie etwa die von William Hogarth, von denen Charles Lamb damals behauptete, sie könnten gleichsam gelesen werden, und die, schreibt Danto, „zweifellos die Kraft von Texten haben, da sie uns (wie es später Filme tun werden) in Sequenzen die Geschichte einer Hochzeit, den Niedergang eines ausschweifenden Menschen oder den Verfall und den Tod einer Prostituierten zeigen. Der reiche Gehalt dieser Kupferstiche muß jedoch herausgebracht werden“, betont Danto, „indem man über sie spricht“. Gegen Ende meines Vortrages werde ich selbst für die These eintreten, daß Bilder und Wörter aufeinander angewiesen sind, wobei ich auch hervorheben werde, daß Bilder *nicht* die Kraft von Texten, sondern eben die Kraft von Bildern haben – die Logik der Bilder ist keine sprachliche Logik. Was ich aber jetzt eingangs festhalten möchte: nicht zwar Bilderreihen in der Hogartschen Art, aber den Ablauf eines Ereignisses in dichter zeitlicher Abfolge darstellende *Bildersequenzen*, und vielmehr noch *bewegte* Bilder, verdienen durchaus eine besondere Aufmerksamkeit innerhalb der bildphilosophischen Diskussion. Die These die ich vertrete, und die ich auch im gegenwärtigen Vortrag zu erhärten versuchen werde, lautet: Statische Bilder sind lediglich *Grenzfälle* von dynamischen Bildern, sowohl wenn es um mentale Bilder geht – Bilder im Geiste – als auch im Falle der physisch wahrgenommenen Bilder. Erst auf bewegte Bilder bezogen hat die Frage nach bildlich-logischer Ausdruckskraft Sinn. Statische Bilder entsprechen gleichsam *Wörtern*; *Sätzen* entsprechen bewegte Bilder.

Bewegte Bilder, Animationen, sind ausgezeichnete Instrumente nicht nur der Wissensvermittlung – sondern auch des *rationalen problemlösenden Denkens*. Der zweite Teil dieser Behauptung leuchtet vielleicht nicht so ohne weiteres ein; erlauben Sie mir hier auf eine Demonstration hinzuweisen, die ich zum ersten Mal in meinem Vortrag „The Picture Theory of Reason“, im Jahre 2000, verwendet habe. In seinem Buch *The Act of Creation* präsentiert Arthur Koestler folgendes, ursprünglich vom gebürtigen Leipziger Karl Duncker stammendes Problem:

Eines Morgens, genau zu Sonnenaufgang, begann ein buddhistischer Mönch einen hohen Berg zu besteigen. Der schmale Pfad, bloss ein oder zwei Fuß breit, wandt sich um den Berg und führte zu einem glänzenden Tempel am Gipfel. – Der Mönch wechselte im Aufstieg seine Geschwindigkeit, hielt oftmals an, um auszurasen und die getrockneten Früchte zu essen, die er mit sich trug. Kurz vor Sonnenuntergang erreichte er den Tempel. Nach einigen Tagen des Fastens und der Meditation begann er seinen Abstieg, zu Sonnenaufgang, entlang desselben Pfades, und wieder wechselte er seine Geschwindigkeit und legte unterwegs viele Pausen ein. Seine Durchschnittsgeschwindigkeit beim Abstieg war natürlich höher als beim Aufstieg. – Beweise, dass es eine einzige Stelle des Pfades gibt, die der Mönch auf beiden Wegen zu genau derselben Tageszeit einnimmt.

Koestler stellte gerne dieses Problem seinen Freunden, die es dann mit aufwendiger Logik und sogar mit komplizierten mathematischen Gleichungen versuchten und gewöhnlich zum Schluß kamen, daß die Möglichkeit eines solchen Zusammentreffens nicht nur unbeweisbar, sondern ganz und gar unwahrscheinlich sei. Eine Dame aber – eine, wie Koestler bemerkt, weniger gebildete – kam schließlich dazu, die Lösung nicht wortsprachlich zu suchen, sondern zu *visualisieren*. Sie stellte sich die beiden Wege gleichsam übereinandergelagert vor – und *sah*, daß sich unabhängig

von Distanzen, Zeiten und Geschwindigkeiten das fragliche Zusammentreffen irgendwann und irgendwo in der Tat ereignen muß. *Mitteilen* läßt sich die Lösung dann eben durch eine entsprechende Animation.

GEBÄRDENSPRACHE

Die meisten unter Ihnen kennen wahrscheinlich das Buch *The Cultural Origins of Human Cognition* von Michael Tomasello, Direktor am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig. In diesem Buch formuliert Tomasello folgendes Grundproblem: Die Zeitspannen, die zwischen heute und der Trennung der menschlichen Abstammungslinie von jener der Großaffen vor etwa 6 Millionen Jahren, bzw. dem Erscheinen der Spezies *Homo* vor etwa 2 Millionen Jahren und vom *Homo sapiens* vor etwa zweihunderttausend Jahren sind schlechthin zu kurz, um die Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten des modernen Menschen als Folge einer biologischen Evolution erklären zu können. Vielmehr muß hier ein einziger Schritt biologischer Adaptation vorausgesetzt werden, auf deren Grundlage sich der spezifisch menschliche Mechanismus einer kumulativen kulturellen Transmission entfalten konnte. Die Fähigkeit, die sich durch diese Adaptation herausbildet, besteht darin, Zeichen – Gesten, Wörter, Bilder – als Träger *intentionaler Bedeutungen* aufzufassen, also vor allem die zeigende Geste als *Hinweis* auf etwas, worauf der Zeigende zeigt, Wörter als etwas, womit der Sprechende etwas meint, und Bilder eben *als* Bilder, als etwas Darstellendes.

Aufgrund des Ansatzes von Tomasello läßt sich auch Merlin Donalds Hypothese einer sog. mimetischen Kultur besser deuten. Diese Hypothese soll der entwicklungsgeschichtlichen Erklärung von vorsprachlicher Intelligenz dienen. Mimesis ist laut Donald verschieden von Imitation, indem sie letzterer eine *repräsentationale Dimension* hinzufügt; sie ist die Wiederholung oder Wiederdarstellung eines Ereignisses oder Verhältnisses in symbolischer Absicht. Gesten, Gesichtsausdrücke, Körperhaltung, aber auch das Nachahmen von Lauten und Stimmen gehören zum Instrumentarium der mimetischen Repräsentation. Ausgehend von seiner eigenen empirischen Primatenforschung zeigt Tomasello demgegenüber, daß der Begriff der Mimesis eben mit jenem der Intentionalität, mit der Vorstellung von kommunikativen Intentionen ergänzt werden müsse. Beiden Standpunkten gemeinsam allerdings ist die Auffassung, daß also vor der Wortsprache die Gebärdensprache kam. Ihre Spuren zeigen sich noch heute in den die Wortsprache begleitenden, teils kulturspezifischen, teils aber universellen Gesten; noch überzeugender aber in der Gebärdensprache der Gehörlosen, einer von der normalen Lautsprache der Hörenden völlig unabhängigen Sprache, in bezug auf die der Neurologe Macdonald Critchley, auf seinen klassischen *The Language of Gesture*, 1939, zurückgreifend, schreiben konnte: „Sogar sehr junge Taubstumme kommunizieren frei miteinander, und das Vorhandensein einer natürlichen Zeichensprache in einem Alter, in dem sie noch keinen systematischen Unterricht erhalten, deutet auf einen ‚instinktiven‘ oder zumindest uranfänglichen Typ der Symbolisierung.“

Die natürliche Gebärdensprache ist keine internationale Sprache, sie ist, eben wie es auch die Wortsprachen sind, von Kultur zu Kultur verschieden. Aber indem die Gebärden ursprünglich gleichsam *Abbildungen* von Gliedern, Dingen, Lagen und Bewegungen sind, sind Gemeinsamkeiten im Vokabular und in der Grammatik doch vorhanden. Der Österreicher sagt „krank“, der benachbarte Ungar „beteg“, die Wörter klingen ganz verschieden, die entsprechenden Gebärden gleichen einander auffallend. Die österreichische Gebärde für „Buch“ und die ungarische für „Bibel“ – das Buch der Bücher – sind identisch. William Stokoe verdanken wir die Entdeckung, daß Gebärden auch etwas der Hauptwort–Zeitwort-Struktur der Wortsprache Ähnliches ausdrücken können. Die gestaltete Hand funktioniert als Nomen; sich bewegend aber – das Geschehen, das Ereignis zeigend – bereits als Zeitwort. *Zusammen* funktionieren die gestaltete Hand und die Bewegung wie ein *Satz*. Nimmt man hier noch den Gedanken von Rudolf Arnheim hinzu, zufolge dem deskriptive

Gebärden die Vorläufer der Linienzeichnung sind, so ist man bereits ziemlich nah zu der von mir eingangs erwähnten These, daß nämlich den Sätzen unserer Wortsprache nicht statische, sondern bewegte Bilder entsprechen. In der natürlichen Gebärdensprache sind auch Befehlsform, Frageform und Verneinung visuell ausdrückbar. „Schauen“ wird mit zwei Fingern repräsentiert – wie im Österreichischen so auch etwa im Nordamerikanischen –, die Aufforderung zum Schauen mit einer zeigenden Bewegung derselben Handhaltung. Schaltet man noch das Mienenspiel ein, so kann man „schaust Du?“ mit nach oben gehobenen Augenbrauen vermitteln, „schau nicht!“ mit zusammengezogenen.

Und noch ein Hinweis zu diesem Punkt. Eine wesentliche Ergänzung erfährt die Hypothese der von der Sprache der Gebärden zur Wortsprache führenden Transformation durch die Theorie von Lakoff und Johnson. Lakoff und Johnson erinnern einerseits daran, daß unsere Sprache, ja unser *Denken* zutiefst und durchweg metaphorisch sind. Ein kurzes Beispiel: Wir sagen, daß hier eine Antrittsvorlesung gehalten wird, aber wenn Sie mich genauer beobachten, sehen Sie, daß ich weder etwas halte, noch irgendwohin oder auf irgendetwas trete, noch etwas lese im ursprünglichen Sinne des deutschen Wortes „lesen“, nämlich „verstreut Umherliegendes aufsuchen und zusammentragen, sammeln“. Die Wendung „Antrittsvorlesung halten“ besteht ausschließlich aus Metaphern. Andererseits zeigen Lakoff und Johnson auch, daß die Urquelle unserer Metaphern der menschliche Körper selbst ist – dessen Glieder, Lage und Bewegungen. Sobald wir das Gebiet der ganz konkreten Wörter mit unmittelbar visualisierbaren Bedeutungen verlassen, reden wir metaphorisch. Aber auch *wenn* wir metaphorisch reden, folgen wir einer ursprünglich bildlichen Logik. Ohne einem Hintergrund von Bildern scheint die Wortsprache überhaupt nicht zu funktionieren.

ÄHNLICHKEIT ODER KONVENTION?

Ich habe eingangs auf Nelson Goodmans zeichentheoretischen Ansatz hingewiesen, laut dem Bilder von Wörtern durchaus nicht verschieden sind in dem Sinne, daß auch Bilder konventionelle *Bezeichnungen* – also eben *nicht* auf Ähnlichkeit beruhende *Abbildungen* – dessen sind, auf das sie sich beziehen. Was Goodmans Argumentation eine gewisse Plausibilität verleiht, ist die Tatsache, daß Bilder ja niemals in jeder Hinsicht ihrem dargestellten Gegenstand ähnlich sein können – falls es nämlich denselben überhaupt gibt. Man kann von Stufen und Arten der Naturtreue reden, der Grad der Stilisierung reicht bis zu Strichzeichnungen und Piktogramme, und es trifft natürlich zu, daß sowohl künstliche Konventionen als auch die Bedeutung von Sinnbildern *gelernt* werden müssen. Die Grenze zwischen Ähnlichkeit und Konventionalität ist fließend. William Stokoe pflegte darauf hinzuweisen, daß obwohl die Gebärden ursprünglich *natürliche* – nämlich in Ähnlichkeiten begründete – Zeichen sind, sie im Laufe der Zeit zu konventionellen Zeichen werden. Aus unserer jetzigen Sicht ist aber eben jenes uranfängliche Ähnlichkeitserkennen hervorzuheben.

Daß Goodman überzeugen konnte, hängt unter anderem mit den Parallelen zusammen, die zwischen dem Gedankengang seines *Languages of Art*, 1968, und Ernst Gombrichs *Art and Illusion*, 1960, bestehen zu schienen. Gombrich lieferte hier eine verheerende Kritik der Doktrin des unberührten bzw. ungeschulten Auges in der Kunstbetrachtung. Aber er war auch von jeher der Auffassung, daß insbesondere die Regeln der modernen perspektivischen Zeichnung genau den Regeln der Optik entsprechen, d. h. nicht bloß eine Konvention darstellen; und in seinem Aufsatz „Image and Code: Scope and Limits of Conventionalism in Pictorial Representation“, 1981, mit dem milder klingenden Untertitel „Die Rolle der Konvention in der bildlichen Darstellung“ etwas später auf deutsch veröffentlicht, nahm er unzweideutig den Standpunkt ein, daß eben der „Ikonencharakter“ als die „Grundlage visueller Bilder“ dient. „Wir können ein Bild lesen“, schrieb hier Gombrich, „weil wir es als eine Nachahmung der Realität in einem bestimmten Medium erkennen.“ Eine zweite Parallele schien zwischen Goodman und dem späteren Wittgenstein zu

bestehen. Im allgemeinen war Wittgenstein in der Tat der Auffassung, daß Bilder, genau wie Wörter, nicht unmittelbar, sondern mittels ihrer Rolle im Sprachspiel dies oder jenes bedeuten; heute allerdings, wo wir sein nachgelassenes Werk – auch seine dem philosophischen Klärungsversuch dienenden Zeichnungen und Diagramme – in ihrer Gesamtheit kennen, sehen wir indessen, daß er sich durchaus einer grundlegenden, der wortsprachlichen Deutung nicht bedürftigen Ebene des Bilderverstehens bewußt war. Auch im sogenannten II. Teil der *Philosophischen Untersuchungen* nahm er doch dahingehend Stellung, daß gewisse Bilder eine unzweideutige Bedeutung vermitteln, auch wenn einem niemals gelehrt wurde, wie dieselben zu verstehen seien. Weitreichend sind seine Bemerkungen zum Begriff des „Bildgegenstandes“, z. B. des „Bildgesichts“. Wie er schreibt: „Ich verhalte mich zu ihm in mancher Beziehung wie zu einem menschlichen Gesicht. Ich kann seinen Ausdruck studieren, auf ihn wie auf den Ausdruck des Menschengesichtes reagieren. Ein Kind kann zum Bildmenschen, oder Bildtier reden, sie behandeln, wie es Puppen behandelt.“ Es gibt Bilder, so Wittgenstein, die wir überhaupt nicht deuten, auf die wir, im Gegenteil, in *unmittelbarer Weise* reagieren. Ob wir so reagieren, kann durch „Gewohnheit und Erziehung“ beeinflusst werden, dieser Einfluß ist aber oft ein nur ganz geringer. Wittgensteins Auffassung wurde bestätigt durch die Erkenntnisse von jenem J. M. Kennedy, auf den sich auch Gombrich in seinem „Image and Code“ beruft, und der ab 1970 an der Harvard Universität arbeitend dort sowohl mit der um Goodman versammelten Gruppe als auch mit Arnheim in Verbindung stand. Wie Kennedy in seinem Buch *A Psychology of Picture Perception* zeigte, setzt das Verstehen von Photographien oder Strichzeichnungen gewöhnlich kein vorheriges Lernen von bildlichen Konventionen voraus. Allerdings weist Kennedy darauf hin, daß statische Bilder nicht immer eindeutig sind. Er stellt etwa das Bild einer gewissen Massenszene vor; es wurde beobachtet, daß einige Afrikaner dieselbe als einen Kampf, andere Afrikaner aber als Teil eines Tanzes deuteten. „Gefrorene Bilder neigen freilich dazu, vieldeutig zu sein“, schreibt Kennedy, „und es ist zu erwarten, daß der Beschauer aufgrund seiner Kultur eher für diese als für jene phantasiereiche Geschichte voreingenommen ist.“ Es ist vielleicht verständlich, daß Kennedy zu der Zeit, als er schrieb, nicht die Idee der *Animation* als Mittel des Disambiguierens erwähnte. Uns heutigen liegt die Anwendung dieses Mittels freilich auf der Hand.

Seinen Aufsatz „Image and Code“ schließt Gombrich mit einigen Betrachtungen über das Genre der *Comics*, deren Konventionen, wie er sich ausdrückt, von Schulkindern mit einer Art Selbstverständlichkeit begriffen werden. Diese Selbstverständlichkeit rührt einerseits daher, daß sich die „einzelnen Bilder einer Serie gegenseitig unterstützen“, d. h. eine Abfolge von Bildern ist selbstdeutend wie es ein einzelnes Bild eben nicht ist. Andererseits sind auch die spezifischen Comics-Konventionen, wie etwa „die Striche und Linien, die Bewegung anzeigen“, an sich leicht verständlich, ahmen sie doch gleichsam gewisse optische Eindrücke der Bewegung selbst nach. Von der Sprechblase, dieser emblematischen Konvention des Comics, hatte ja schon Wittgenstein schreiben können: „Das Symbol des gesprochenen Wortes Schriftzeichen in einer Schlinge die aus dem Mund des Sprechers kommt. Dies Bild erscheint uns ganz natürlich, obwohl wir doch dergleichen nie gesehen haben.“ Ja es ist nicht nur die Sprechblase, die wir als gleichsam natürliches Zeichen empfinden, sondern auch die besonderen Arten derselben. Und die diversen Formen suggerieren uns in der Tat verschiedene Stimmungen, Gefühle, Bedeutungen – auch wenn wir sie noch nie zuvor gesehen und eben auch keine diesbezüglichen Konventionen gelernt haben. Sprechblasen werden seit Jahrhunderten verwendet; sie haben sich aus den antiken und mittelalterlichen *Spruchbändern* entwickelt. Ihre Bedeutung gewinnt die Sprechblase durch den grundlegenden Sachverhalt, daß sich Wörter und Bilder gegenseitig funktionell ergänzen, und ich komme auch gleich auf den sogenannten *Dualkodierungsansatz* zu sprechen; vorerst verweile ich aber noch ganz kurz bei den Comics und ihrer Vorgeschichte.

WÖRTER UND BILDER

Comics und ihre Vorgeschichte

Als der Geburtsort des heutigen Comics gilt Amerika, wo 1895 in New York die Gestalt des Yellow Kid als Bildfolge-Held seine Geschichte begann. Tatsächlich steht aber der Comic in einer langen Tradition des Bilderzählens. Es gibt herrliche Bücher über diese Tradition. Die Reihe fängt meines Wissens mit Hogbens *From Cave Painting to the Comic Strip* an, 1949 verlegt, jüngste Höhepunkte sind das auch ins deutsche übersetzte Buch McClouds *Understanding Comics* und Knigges *Alles über Comics: Eine Entdeckungsreise von den Höhlenbildern bis zum Manga*. Der Comic, schreibt Knigge, „ist die unmittelbare Weiterentwicklung der Bildergeschichte, die sich im ausklingenden Mittelalter mit der Erfindung des Drucks über ganz Europa verbreitete, im 19. Jahrhundert als Bilderbogen zum Massenmedium wurde und die der Comic als überlegene Erzählform schließlich verdrängte.“ Das Prinzip der Bilderzählung, wie hierauf auch Knigge hinweist, ist allerdings noch viel älter, bereits in den frühen Hochkulturen bekannt; man denke etwa an die chronologischen Bildsequenzen in den ägyptischen Totenbüchern. Und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben wir freilich die Bildergeschichten von Wilhelm Busch, bzw. einige Jahrzehnte früher die von Rodolphe Töpffer, von denen bekanntlich selbst Goethe ganz und gar begeistert war. Goethes Begeisterung ist verständlich, äußerte er sich doch bereits 1809, in einem Gespräch mit Falk: „Wir reden zuviel, wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen.“ Was Goethe und seine Zeitgenossen noch wußten, was aber Anfang des 20. Jahrhunderts für viele Jahrzehnte zu einer verdrängten Wahrheit wurde, ist die Tatsache, daß der Mensch nicht nur in Wörtern, sondern auch, und zwar vorerst, in Bildern denkt.

Bilder im Geiste

Von Aristoteles bis zu Locke, Berkeley und Hume war es eine selbverständliche Einsicht, daß die Inhalte des Geistes, die *Ideen* mentale Bilder sind; das Problem bestand vielmehr darin, wie denn Bilder Träger von *allgemeinen Bedeutungen* sein können. Im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts ist eine Reihe von Werken entstanden, welche die Locke–Berkeley–Hume'sche Diskussion fortsetzten und zum Ergebnis kamen, daß sich die Bilder im Geiste nicht ausschließlich auf das Konkrete und Einzelne beziehen, sondern durchaus auch *generische* Bilder sind. Ich hebe hier die Vorlesungen von Titchener aus dem Jahre 1909 hervor; Frederic Bartletts 1932 veröffentlichtes Buch *Remembering*; die 1953 erschienene Studie von H. H. Price, *Thinking and Experience*; und vor allem eben das Buch *Visual Thinking* des gebürtigen Berliners Rudolf Arnheim, 1969 veröffentlicht und 1972 unter dem Titel *Anschauliches Denken* auch auf deutsch verlegt. „Wie kann begriffliches Denken“, fragt Arnheim, „bildhaft sein, wenn die Besonderheit der Bilder mit der Allgemeinheit der Begriffe im Mißklang steht?“ Als Antwort weist er auf die *Undeutlichkeit* und *Unvollständigkeit* mentaler Bilder hin, wobei er diese Züge indessen nicht als Unzulänglichkeiten, sondern eben als Mittel der Abstraktion darstellt. Arnheim bezweifelt keineswegs, daß das Denken von Wörtern unterstützt wird. Aber er meint, daß die Wortsprache diesen Dienst wesentlich nicht durch solche Eigenschaften leistet, die im verbalen Medium selbst inhärent sind, sondern daß sie indirekt funktioniert, nämlich hinzeigend auf die Denotate der Wörter und Sätze – eben auf perzeptuelle Vorstellungen. Zwei Punkte möchte ich hier noch festhalten. Erstens, daß geistige Bilder freilich nicht gleichsam bildhafte Entitäten im Gehirn sind; stellt man sich sichtbare Objekte vor, so heißt das neurophysiologisch, daß gewisse Hirnrindenareale, die bei der sinnlichen *Wahrnehmung* solcher Objekte eine Rolle spielen, nun aktiviert werden. Auf der einen Ebene laufen der äußeren Beobachtung immer besser zugängliche neuronale Prozesse ab, auf einer anderen Ebene erleben wir innere visuelle Bilder; die Prozesse und das Erlebnis können wissenschaftsphilosophisch als verschiedenartige beobachtbare Manifestationen des postulierten Konstrukts „geistiges Bild“ aufgefaßt werden, also als eine sogenannte *theoretische Entität* im Wilfrid Sellarschen Sinne oder etwa im Sinne Allan Paivios – auf Paivio komme ich gleich noch zurück. Zweitens, daß offensichtlich nicht alle von uns mit gleicher Intensität mentale Bilder erleben – schon William James und auch Titchener haben auf die sich hier abzeichnenden

individuellen Unterschiede hingewiesen, wobei aber Francis Galton durchaus recht haben dürfte, wenn er behauptet, daß ursprünglich jeder die Fähigkeit zum visuellen Denken inne hat, bloß verkümmert diese Fähigkeit bei denen, die ihr Leben in der überwiegend verbalen Umgebung von gedruckten Texten verbringen. Und ganz verheerend wirkte dann in diesem Zusammenhang, wie ich dies zum Abschluß zu zeigen versuchen werde, das Aufkommen der *Schreibmaschine*. Zunächst aber noch einige Worte über den sogenannten Dualkodierungsansatz.

Der Dualkodierungsansatz

Paradigmatisch in Allan Paivios *Imagery and Verbal Processes* ausgearbeitet, hat der *Dual Coding Approach* freilich eine lange Vorgeschichte, beginnend spätestens mit Platons bekanntem Hinweis im *Philebos* auf den „Maler, der nächst dem Schreiber des Gesprochenen die Bilder davon in der Seele zeichnet“. Daß Wörter und Bilder sich gegenseitig ergänzen und ersetzen bedeutete einen wichtigen Gedanken für den späteren Wittgenstein; und die spezifischen Aufgaben und Rollen zu verstehen, denen einerseits geistige Bilder und andererseits verbal formulierte Gedanken dienen, war ein Hauptanliegen von Frederic Bartlett, dessen Wirkung auf Paivio ja nicht zu übersehen ist. Bilder und Wörter sind miteinander verflochten, betonte Bartlett, und zu einem gewissen Grade können sie auch dieselben Aufgaben erfüllen, Bilder können generelle und Wörter konkrete Züge darstellen, dennoch bleiben Bilder die idealen Repräsentanten von spezifischen Charakteristiken individueller Objekte und Sachverhalte, während Wörter die qualitativen und relationellen Aspekte einer Situation beschreiben. Ganz ähnlich meint auch Paivio, daß mentale Bilder eher mit konkreten und verbale Abläufe eher mit abstrakten Inhalten zu tun haben, wobei aber weder Bilder- noch Wörterprozesse im allgemeinen als voneinander unabhängig verstanden werden sollten. Doch eben die Trennung von Bild und Wort war kennzeichnend, mit verhältnismäßig nur wenigen Ausnahmen, für die Jahrhunderte westlicher Schrift- und Buchkultur. Und daher kann etwa Scott McCloud in den Comics eine epochemachende Wiedervereinigung von Visualität und Verbalität erblicken.

Denken mit der Schreibmaschine

Die geschriebene oder gedruckte Seite erlaubt, wenn auch mühsam, ein Beisammensein von Wort und Bild. Das Gerät, das ein solches Beisammensein grundsätzlich ausschließt, ist – bzw. war, wie wir das heute bereits sagen dürfen – die gute alte Schreibmaschine. Ich halte sie in erster Linie verantwortlich für die sogenannte „sprachliche Wende“, *linguistic turn*, bzw. den verbalen Behaviorismus – das programmatische Ausschließen des Bildhaften aus der Geistestätigkeit. Man denkt was man tippt, und tippen kann man nur Wörter. Also verlernt man in Bildern zu denken, und leugnet die Möglichkeit in Bildern zu denken. Nicht nur Freud der Neurologe, sondern auch der spätere Psychoanalytiker schrieb mit der Hand; er schrieb und zeichnete gleichzeitig, und wies ja auch Bildern eine wesentliche Rolle in der menschlichen Seele zu. Wie Nietzsche sagte: UNSER SCHREIBZEUG ARBEITET MIT AN UNSEREN GEDANKEN. Dieser Satz bezieht sich bekanntlich auf eine Schreibmaschine und wurde auf derselben Schreibmaschine geschrieben; allerdings dauerte Nietzsches Abenteuer mit seinem Gerät – das in einem 2002 in Weimar herausgegebenen faszinierenden Buch ausführlich geschildert wird – kaum lange genug, um seine Philosophie noch beeinflussen zu können. Die kommende Generation stand aber bereits ganz im Bann der Schreibmaschine. Sie wurde eine Verlängerung der schreibenden Hand, ein Sachverhalt, der in paradoxer Weise bestätigt wird durch Heideggers Formulierung, die Schreibmaschine „entzieh[e] ... dem Menschen den Wesensrang der Hand“. Als sich der führende Behaviorist Watson zu einer Aufzählung von „komplizierten Gewohnheiten“ zusammenrafft, nennt er an erster Stelle – das Maschinenschreiben. Gut siebzig Jahre hindurch steckte die Schreibmaschine das Denken über das Denken in eine Zwangsjacke des Verbalen. Ich glaube, das ist was auch Kittler meint mit der Passage: „Alles, was seit Edisons zwei Neuerungen die technischen Medien übernehmen, verschwindet aus Typoskripten. Der Traum von einer wirklichen, sichtbaren oder auch hörbaren Welt nach den Worten ist ausgeträumt. ... elektrische oder elektronische Medien [können] sie dann wieder verschalten...“

Befreiung Computer

Das Erscheinen des Xerox Star Rechners 1981 und der Abkömmlinge Apple MacIntosh und Operationssystem Windows, also das Aufkommen der Benutzerschnittstelle WIMP – Fenster, Ikon, Menü und *pointing device* – sowie die Verbreitung von Computergrafik haben entscheidend dazu beigetragen, die jahrtausendelange Vorherrschaft des Verbalen auf Kosten des Visuellen und des Taktilen aufzulösen. In ihrem sich mit den philosophischen Voraussetzungen und Implikationen des Rechners beschäftigenden, 1986 erschienenen Buch *Understanding Computers and Cognition* konnten Winograd and Flores bereits von den wesentlichen Vorzügen einer synchronen „text and graphic manipulation“ schreiben. Die kommunikations- und medientechnologische Umwälzung, die zu der Wiederkehr der Bilder führt, hat offenbar vor gar manchen Jahren begonnen. Es ist kaum zu viel verlangt, wenn man den Wunsch äußert, daß die Philosophie diese Umwälzung endlich zur Kenntnis nehmen sollte. Zu einer solchen Kenntnisaufnahme versuchte gegenwärtige Vorlesung einen bescheidenen Beitrag zu liefern.



Kristóf NYÍRI, geb. 1944, ist o. Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied der Weltakademie für Philosophie und Professor für Philosophie am Institut für Angewandte Pädagogie und Psychologie der Technischen und Wirtschaftswissenschaftlichen Universität Budapest. Gastprofessuren in Österreich, Finnland und den USA. War Leibniz-Professor der Universität Leipzig im WS

2006/07. Forschungsschwerpunkte: Wittgenstein, Philosophie der Kommunikation, Philosophie des Bildes, Philosophie der Zeit. Leitet seit 2001 das gemeinsame interdisziplinäre gesellschaftswissenschaftliche Forschungsprojekt KOMMUNIKATION IM 21. JAHRHUNDERT von T-Mobile Hungary und der Ung. Akad. d. Wissenschaften (www.socialscience.t-mobile.hu). Einige wichtigere Veröffentlichungen: *Am Rande Europas: Studien zur österreichisch-ungarischen Philosophiegeschichte*, Wien: Böhlau, 1988; *Tradition and Individuality: Essays*, Dordrecht: Kluwer, 1992; „Zum Funktionswandel der Geisteswissenschaften im Zeitalter der Post-Literalität“, in B. Fabian (Hrsg.), *Zukunftsaspekte der Geisteswissenschaften*, Hildesheim: Olms, 1996; *Vernetztes Wissen: Philosophie im Zeitalter des Internets*, Wien: Passagen Verlag, 2004. Weitere Informationen: www.hunfi.hu/nyiri. E-Mail: nyiri@hunfi.hu.

Im neuen Gebäude des Goethe-Instituts wurden das 16. Jahrestreffen und die Generalversammlung des Humboldt-Vereins Ungarn am 5. Mai 2007 veranstaltet. Frau Dr. Gabriele Gauler, die Direktorin des Instituts, begrüßte die Teilnehmer der Versammlung herzlich und informierte kurz über die Geschichte des Instituts. Danach hielt Herr Hans Peter Schiff, der Botschafter Deutschlands in Ungarn, eine Begrüßungsrede, in der er auf die Verantwortung einging, die „die Intelligenz“ der vor kurzem der EU beigetretenen Länder für den Schutz der gemeinsamen europäischen Werte habe. Frau Dr. Gisela Janetzke als stellvertretende Generalsekretärin der Alexander-von-Humboldt-Stiftung machte die bisherigen Ergebnisse und die neuesten Initiativen der Stiftung bekannt. Eine ungünstige Tendenz des letzten Jahrzehntes ist leider der Rückgang der Zahl der ungarischen Humboldt-Stipendiaten. Am Ende der Eröffnung verkündete Professor Dr. Rudolf de Châtel, der Präsident der Stiftung der Ungarischen Humboldt-Stipendiaten, die Entscheidung des Kuratoriums über den Ungarischen Humboldt-Preis 2007.

Der Preis wurde diesmal Herrn Professor Dr. Attila Fonyó, dem ehemaligen Dekan der Allgemeinmedizinischen Fakultät der Semmelweis-Universität, für die Einführung der deutschsprachigen Ärzteausbildung und die damit verbundene Stärkung der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen zuerkannt. Der Preisträger hielt einen Vortrag mit dem Titel „Deutsche Medizinstudenten in Ungarn: Einblick in die 80-er Jahre“, der in der vorliegenden Nummer der Humboldt-Nachrichten zu lesen ist.

In der zweiten Hälfte des Treffens kam es zur Wahlversammlung des Vereins, die von Professor Dr. Ákos Detrekői geleitet wurde. Die Mitgliedschaft gedachte ihres vorigen Präsidenten, Herrn Professor Dr. Attila Kuba, eine Minute lang stumm stehend in dankbarer Erinnerung. Die Generalversammlung wählte einstimmig Herrn Professor Dr. Miklós Kengyel zum Präsidenten für die nächsten drei Jahre (2007-2010), Herrn Dr. Zoltán Benyó zum Sekretär und Herrn Dr. Gábor Pethő zum stellvertretenden Sekretär. Neue Mitglieder der Ethischen Kommission wurden Dr. Sándor Imre, Dr. Beáta Vértessy und Dr. János Wölfing. Die Mitglieder des Revisionsausschusses, Dr. Balázs Barna, Dr. Valéria Csépe und Professor Dr. László Dux, wurden ebenfalls einstimmig gewählt. Im Namen des neuen Vorstandes bedankte sich Professor Dr. Miklós Kengyel für das Vertrauen der Mitgliedschaft und sprach kurz über die vor uns stehenden Aufgaben. Von diesen hob er die Konsolidierung der Finanzlage des Vereins und die Bekanntmachung der Programme der Alexander-von-Humboldt-Stiftung hervor, damit mehr erfolgreiche Stipendienbewerbungen aus Ungarn in den folgenden Jahren eingereicht werden. Die Generalversammlung hat für die nächsten drei Jahre (2007-2010) die Kuratoren der Stiftung der Ungarischen Humboldt-Stipendiaten gewählt: Präsident ist Professor Dr. Rudolf de Châtel, die Mitglieder sind Professor Dr. Péter Bíró, Dr. Károly Halmos, Professor Dr. Erzsébet Knipf, Dr. Gergely Sótónyi und Professor Dr. Lutz F. Tietze (Göttingen).



Miklós KENGYEL wurde 1953 in Kaposvár geboren. Akademische Ausbildung: doctor juris, Universität Pécs (1977), Promotion, Ungarische Akademie der Wissenschaften (1985), Habilitation, Universität Pécs (1994), Doktor der Ungarischen Wissenschaftlichen Akademie (2006). Universitäre Tätigkeiten: 1991- Leiter der Professur für Zivilprozessrecht an der Universität Pécs, 1994- Professor an der Universität Pécs, 2003-

Professor an der Andrásy-Universität. Aufgaben in der Akademischen Selbstverwaltung: 1993-1999 Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Pécs, 2003-2007 Rektor der Andrásy-Universität. Forschungsgebiete: Zivilverfahrensrecht, Prozesskultur, Europäisches und internationales Zivilprozessrecht. Humboldt Stipendium: 1990-1991, Universität Frankfurt bei Professor Peter Gilles.



Zoltán BENYÓ wurde 1967 in Budapest geboren. Seit dem Abschluss des Studiums an der Semmelweis-Universität (1992) arbeitet er im Institut für Humanphysiologie. Zwischen 1995 und 1997 war er Humboldt-Stipendiat in der Arbeitsgruppe von Professor Michael Wahl im Institut für Physiologie der Ludwig-Maximilian-Universität in München. Er promovierte 1998 an der Semmelweis-Universität.

Zwischen 2002 und 2006 forschte er als Gastwissenschaftler in der Arbeitsgruppe von Professor Stefan Offermanns im Pharmakologischen Institut der Rupprecht-Karls-Universität Heidelberg. Seit seiner Rückkehr in 2006 ist er Gruppenleiter und Universitätsdozent an der Semmelweis-Universität. 2006 erwarb er den Dokortitel der Ungarischen Akademie für Wissenschaften. Wichtigste Forschungsgebiete: Regulation der Gehirndurchblutung, Regulation der Mikrozirkulation.



Gábor PETHŐ wurde 1963 in Kaposvár geboren. Seit dem Abschluss des Studiums an der Medizinischen Fakultät der Universität Pécs (1987) arbeitet er am Institut für Pharmakologie und Pharmakotherapie der Universität Pécs, hier promovierte er 1997. 1998 war er Humboldt-Stipendiat am Institut für Physiologie und Experimentelle Pathophysiologie der Universität Erlangen-Nürnberg.

Wichtigstes Forschungsgebiet: Schmerzforschung. Seit 2003 ist er Universitätsdozent am Institut für Pharmakologie und Pharmakotherapie der Universität Pécs.

KURZE NACHRICHTEN

Am 2. Oktober 2006 trat Ministerialrat **Lothar Schulte** seinen neuen Posten als Referent für Wissenschaft, Forschung und Umwelt an der Deutschen Botschaft Budapest an. Er war bis zu diesem Zeitpunkt Referatsleiter im Bundesministerium für Bildung und Forschung in Bonn. Von der Ausbildung her ist Herr Schulte Jurist; er studierte Rechtswissenschaften und Französisch an den Universitäten Bonn, Lausanne, Genf und Köln.

Am 5. Dezember 2006 wurde Herrn **Dr. János Urbancsek** der Grad eines Doktors der Ungarischen Akademie der Wissenschaften auf Grund der Dissertation „Prognosewert von endokrinen Faktoren hinsichtlich der Wirksamkeit von in vitro Fertilisierungsbehandlungen“ verliehen (Humboldt-Stipendium: Heidelberg, 1999-2000).

Am 11. Dezember 2006 ist von Herrn **Prof. Dr. Alexander Vida** der Titel „Die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofes in Markensachen“ erschienen. (Humboldt-Stipendium: München, 1944).

Am 19. Februar 2007 ist Herr **Prof. László Kiss** als Verfassungsrichter (seit 1998) in seinem Amt wiedergewählt worden. (Humboldt-Stipendium: Marburg, 1988-1989).

Am 22. März 2007 unterzeichneten Vertreter Baden-Württembergs, Bayerns, Österreichs und Ungarns in Budapest eine Vereinbarung, die für die Finanzierung der deutschsprachigen Andrassy-Universität eine solide Grundlage darstellt. Baden-Württemberg, Bayern und Österreich verpflichten sich darin, die Andrassy-Universität bis zum Jahr 2010 mit jährlich jeweils 250.000 Euro zu unterstützen., die ungarische Regierung fördert die Universität mit 200 Mio. Forint.

Seit dem 16. Mai 2007 ist **Matthias Gruber** der neue Referent für Kultur und Bildung an der Deutschen Botschaft Budapest. Herr Gruber hat Rechtswissenschaften in Berlin und Stockholm studiert. Seinen juristischen Vorbereitungsdienst absolvierte er am Kammergericht Berlin. Budapest ist sein erster Auslandsposten im Auswärtigen Dienst. Herr Gruber hat allerdings Ungarn bereits durch ein einjähriges Postgraduierten-Studium in Budapest kennengelernt.

Am 16. Mai 2007 wurden die folgenden Humboldtianer zu ordentlichen Mitgliedern der Ungarischen Akademie der Wissenschaften gewählt: **Prof. Dr. Imre Dékány** (Kolloidchemiker, Humboldt-Stipendium: München, 1986-1987, 1995, 1998), **Prof. Dr. János Kertész** (Physiker, Humboldt-Stipendium: Köln, 1989, 1991 und Duisburg, 1998) und **Prof. Dr. Tivadar Tulassay** (Kinderarzt, Humboldt-Stipendium: Heidelberg, 1985-1986). Die folgenden Humboldtianer/innen sind zu korrespondierenden Mitgliedern gewählt worden: **Prof. Dr. László Csaba** (Volkswirt, Humboldt-Stipendium: München, 1988-1989), **Prof. Dr. Valéria Csépe** (Biologin, Humboldt-Stipendium: Münster, 1990-1991 és 1993), **Prof. Dr. István Fehér M.** (Philosoph, Humboldt-Stipendium: Bochum, 1987-1988), **Prof. Dr. László Korinek** (Jurist, Honorarkonsul, Humboldt-Stipendium: Freiburg, 1983), **Prof. Dr. Erzsébet Ligeti** (Ärztin, Humboldt-Stipendium: Heidelberg, 1990-1991) und **Prof. Dr. Miklós Zrínyi** (Kolloidchemiker, Humboldt-Stipendium: Ulm: 1987-1988).

Am 13. Juni 2007 wurde **Prof. Dr. György Heltai** (Chemiker) der Grad eines Doktors der Ungarischen Akademie der Wissenschaften auf Grund der Dissertation „Entwicklung von elementar- und speziationsanalytischen Methoden für Agrarumweltschutz“ verliehen (Humboldt-Stipendium in Dortmund, 1987-88).

Am 15. Juni ist **Prof. Dr. Péter Mátyus** zum Präsidenten der Gesellschaft Ungarischer Chemiker auf vier Jahre gewählt worden. Er war Humboldt-Stipendiat in Bonn (1982-1984 und 1989-1990).

Am 25. Juni 2007 wurde den folgenden Humboldtianern der Grad eines Doktors der Ungarischen Akademie der Wissenschaften verliehen: **Dr. Zoltán Benyó** (Arzt, Dissertation: „Rollen und Interaktionen lokaler Regulationsmechanismen in der Physiologie und Pathophysiologie des Kreislaufes, Humboldt-Stipendium: München, 1995-1997 und Heidelberg, 2002), **Prof. Dr. László Zöldág** (Tierarzt, Dissertation: „Reproduktionsbiologische und genetische Grundlagen in der Hundezüchtung“, „Humboldt-Stipendium, Hannover, 1982-1983 und 1992) und **Dr. János Wölfling** (Chemiker, Dissertation: „Stereoselektive Synthesen von D-Ring-modifizierten Steroiden“, Humboldt-Stipendium in Göttingen (1992-1994),

Am Nationalfeiertag, den 20. August 2007, wurde **Prof. Dr. János Kornai** das Verdienstkreuz der Republik Ungarn verliehen. Er war Humboldt-Preisträger und Vorsitzender des Humboldt-Vereins Ungarn.

Am 24. September 2007 ist **Prof. Dr. Máté Szabó** (Jurist, Politologe) durch das Ungarische Parlament zum allgemeinen Ombudsmann gewählt worden. Er war Humboldt-Stipendiat in Hamburg: 1991-1992.

Am 30. September 2007 wurde **Prof. Dr. László Lovász** (Mathematiker), der Bolyai-Preis verliehen. Der Bolyai-Preis (dotiert mit 50.000 €) ist eine hochrangige wissenschaftliche Anerkennung in Ungarn, welche durch private Spenden finanziert wird. (Humboldt-Stipendium: Bonn, 1984).

HUMBOLDT - NACHRICHTEN

Redakteur:
János Fischer

Redaktionsbeirat:

Paul Richard Blum (Baltimore)
Christian Boitet (Grenoble)
Gian Franco Frigo (Padova)
Christine Godknecht (München)
Wolfram Högerebe (Bonn)
Miklós Kengyel (Pécs)
András Lipták (Debrecen)
Péter Mátyus (Budapest)
Stefan Messmann (Budapest)
László Nyúl (Szeged)
Péter Varga (Budapest)

Redaktionsadresse:
H-1014 Budapest, Úri u. 33.
Tel/Fax: +(36-1)-355-6742

E-mail: j.fischer@richter.hu

www.humboldt.hu

ISSN 1416 9363